

Friedrich I.

Eduard Heyck



Liebhaber-Ausgaben



Monographien zur Weltgeschichte.

In Verbindung mit Anderen herausgegeben

von

Ed. Heyck.

XIV

Friedrich I.

und die Begründung des preußischen Königtums.

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1901.

Friedrich I.

und die Begründung des preußischen Königtums.

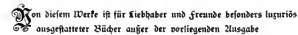
Von

Professor Dr. Ed. Heyck.

Mit 7 Kunstbeilagen, 1 Faksimile und 145 Abbildungen.



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1901



Von diesem Werke ist für Liebhaber und Freunde besonders luxuriös ausgestatteter Bücher außer der vorliegenden Ausgabe

eine numerierte Ausgabe

veranstaltet, von der nur 50 Exemplare auf Extra-Kunstdruckpapier hergestellt sind. Jedes Exemplar ist in der Presse sorgfältig numeriert (von 1—50) und in einen reichen Ganzlederband gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars beträgt 20 M. Ein Nachdruck dieser Ausgabe, auf welche jede Buchhandlung Bestellungen annimmt, wird nicht veranstaltet.

Die Verlagshandlung.

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



König Friedrich I. im Krönungsornat.
Gemälde von F. Weidemann im Kgl. Schlosse zu Berlin.



Abb. 1. Gesims mit Friedrichs Bildnis. Von Andreas Schlüter; im Schloß zu Berlin.
(Photographie von H. Rückwardt in Gr.-Lichterfelde.)

Nur drei Friedensjahre hat die Regierung des letzten Kurfürsten von Brandenburg und ersten Königs von Preußen erlebt. Trotzdem wird durch den Namen dieses Herrschers niemand zuerst an die mit Blut und Eisen geschriebenen Seiten in der Geschichte des Hohenzollernstaates erinnert werden. Friedrichs Name ist lebendig durch die diplomatisch herbeigeführte Begründung des preußischen Königtums. Daneben ist es am ehesten, noch vor den Waffenthaten, die mit der erstrebten Königswürde innerlich verknüpfte Stiftung der beiden preußischen Akademien, welche das ehrenvolle Andenken dieses Königs in der preußischen Geschichte trägt. So hat auch er selber, obwohl er 21 Jahre lang Krieg geführt, es offenbar nicht anders vorausempfunden. Gleich seinem Kriegsfeinde und viel bewunderten Vorbilde, dem König Ludwig XIV. von Frankreich, hat auch der erste König von Preußen eine Gabelinweberei in seiner Hauptstadt errichtet. Und wie sich von selbst versteht, ist seine eigene Regierung der stoffliche Vorwurf für eine Reihenfolge dort hergestellter Teppiche gewesen. Letztere sind, wie man uns leider berichtet, nicht mehr erhalten, aber wir kennen den Inhalt der einzelnen Darstellungen und wissen, daß die Erwerbung des preußischen Königstitels den Haupt- und Mittelpunkt dieser sozusagen halbamtlichen Regierungsgeschichte, die auf dem Webstuhl hergestellt wurde, gebildet hat. Ähnlich tritt in Kupferstich-Serien, welche dem Leben Friedrichs gewidmet sind, alles übrige neben der Königskrönung zurück.

Diese Einschätzung hat noch heute Gültigkeit. Die Geschichte hat keine Veranlassung, das zeitgenössische Urteil Friedrichs und seiner Verherrlicher über das, was diese Regierung als das Wichtigste erlebt und erreicht hat, nachträglich umzustoßen. Friedrichs Bedeutung für die preußische und deutsche Geschichte liegt wesentlich darin, daß er seinem Staate denjenigen äußeren Rang verschafft hat, der seit der Regierung des Großen Kurfürsten berechtigt und zu wünschen war, daß er ein souveränes Königreich Preußen in die europäische Staatengesellschaft eingeführt und daß er, wie nicht verkannt werden darf, damit zur einheitlichen Verschmelzung der zugehörigen Gebietsteile und zur Festigung des Staatsbewußtseins der Unterthanen erheblich beigetragen hat. Im übrigen charakterisiert es das Regentenleben des dritten oder ersten Friedrich, in eine Zeit gefallen zu sein, die einen überaus folgenreichen weltgeschichtlichen Wendepunkt darstellt und die europäischen Mächte in eine ganz veränderte Reihenfolge gestellt hat, in diesen neuen algebraischen Formierungen und Schlußfindungen auf dem europäischen Rechenbrett jedoch nur ein stummer Rechnungsfaktor gewesen und geblieben zu sein.

Bis damals, bis ans Ende des siebzehnten Jahrhunderts war das Haus Habsburg in Österreich und Spanien die große, alles überragende territoriale Großmacht.



Abb. 2. Karl Emil, ältester Sohn des Großen Kurfürsten
Gemälde von Jan de Baan im Königl. Schloß zu Berlin.



Abb. 3. Prinz Friedrich.
Gemälde von Jan de Baan im Königl. Schloß zu Berlin.

Daneben blühten die protestantischen Niederlande als reicher, kraftvoller Seestaat, als erste Handelsmacht und als Sitz einer hochansehnlichen, mit der lebendigen Gegenwart, den Bedürfnissen und Zielen ihres heimatlichen Staates innig verknüpften akademischen Gelehrsamkeit. Mit Beihilfe der Niederländer und zu ihrem Vorteil war die Geltung und gebietende Stellung der Hanse im europäischen Norden zertrümmert worden und die Ostsee, die mater commerciorum dieser dem Reiche entfremdeten Niederdeutschen, die wichtigste Quelle ihres Reichtums geworden. Der Befreiungskampf gegen Spanien, der ihnen die Häfen der iberischen Halbinsel verschloß, hatte die Niederländer spiel der junge Kurprinz von Brandenburg, der spätere Große Kurfürst, seine lebhaftesten und bestimmendsten Eindrücke empfing und welche noch während der Jahrzehnte, innerhalb deren sich unsere Darstellung bewegt, den jungen moskowitischen Zaren, Peter den Großen, am meisten im westlichen Europa an sich zog, obwohl damals die Grundlagen all dieser Macht und Blüte schon erschüttert waren. Denn neben den Niederlanden und neben Habsburg war drohend und begehrlich, durstig nach Macht und Ruhm, das absolutistische Regime Ludwigs XIV. von Frankreich emporgestiegen, das über die Mittel und Kräfte eines großen, leistungsfähigen und tapferen Volkes, eines Reiches





Abb. 4. Schaumünze auf den Prinzen Friedrich vom Jahre 1673.

außerdem auf die Errichtung starker Kriegsflotten und auf die selbständige große Fahrt, auf eigene ferne Kolonien, auf Niederlassungen in Ostasien, Afrika und an den Ostküsten des gesamten Amerika gewiesen. So waren ihre Städte die reichsten in Europa geworden, ihre Kaufherren jene geschmackvoll wohllebigen Mynheers, ihre Kleinbürger jener tüchtige, lebensfrohe Mittelstand, deren Wohnungen und Blumengärten, deren musikbelebte Geselligkeit und deren Frühstückstische uns die unerschöpfliche Bilderfülle der „niederländischen" Genre- und Stilllebenmalerei intim und reizvoll schildert. In all seinen Lebensäußerungen war das Gesamtgebiet der Generalstaaten, durch rastlose politische Parteikämpfe im ganzen eher noch angeregt als gehemmt, zu der europäischen „Hochschule der Volkswirte und der Staatsmänner" geworden, auf welcher zum Beispiel mit überaus günstiger geographischer Lage und Küstengestaltung gebot. Und gleichzeitig war England im siebzehnten Jahrhundert nach manchen früheren Anläufen, weit klarer im Ziel und in den Mitteln, als das von der gloire geblendete Frankreich, an die Aufgabe herangetreten, die Beherrscherin der Meere und damit die erste wirtschaftliche und politische Macht zu werden. Der nachdrückliche und opferwillige Kampf Englands für dieses Ziel und dessen Erreichung ist es, wonach vom Standpunkt der allgemeinen Geschichte die Jahrzehnte zu würdigen sind, in die die Regierung des ersten Königs von Preußen fällt. Unfreiwilliger, zuweilen auch verbündeter Helfer dieses englischen Strebens ist Ludwig XIV. gewesen mit seiner unermüdlichen kontinentalen, gegen Deutschland und die Niederlande gerichteten Kriegslust, welche Englands Wettbewerb gegen die Nieder-




Abb. 5. Denkmünze auf den Tod der Kurprinzessin Elisabeth Henriette, 1683.

lande zu Hilfe kam oder ihm zeitweilig völlig freie Hand auf dem Meere verschaffte. Ein weiterer und wertvoller, wenn auch politisch gering belohnter Helfer dieser britischen Whigpolitik ist aber auch Friedrich von Brandenburg und Preußen gewesen und weiter hat seine auswärtige Politik eigentlich nichts zu bedeuten. Diese Auffassung über die Richtung von Friedrichs auswärtiger Stellungnahme hervorzuheben und zum Bewußtsein zu bringen, möchte sich dieses vorliegende Buch neben anderem angelegen sein lassen, gegenüber einer vorwiegend verbreiteten Anschauung über sie, welche den Blick vom Kontinentalen oder nur von der Reichsgeschichte nicht recht zu befreien vermag und immer in erster Linie jenen Fürsten als für Österreich verpflichtet ansieht. Gewiß, an dieses kettete er sich durch Verträge und parallele militärische Aktionen. Aber was ihn dauernd in diesem Zusammengehen erhielt, war doch sein Verhältnis zu seinem Vetter Wilhelm von Oranien, dem Erbstatthalter der Niederlande und König von England, war dessen antifranzösisches Interesse und waren auch die Subsidienzahlungen der Seemächte, deren der vielverbrauchende prunkhafte König nicht entbehren konnte. Hier, und viel weniger in der direkten Verbindung von Wien und Berlin, waren die Fesseln geknüpft, die Friedrich nicht erlaubten, sich als freien Kontrahenten des Kaisers zu halten und auf Pfaden, die nicht ohne weiteres diejenigen seiner Verbündeten waren, z. B. im nordischen Kriege, eigene preußische Interessen wahrzunehmen. Ob ein bedeutenderer Fürst und besserer Haushalter an seiner Stelle Besseres ausgerichtet hätte, gehört zu den Fragen, auf welche die Geschichtschreibung nicht ant-




Abb. 6. Schaumünze auf die Unterstützung Wilhelms von Oranien in England, 1688.

wortet. Jedenfalls blieb Friedrich versagt, was doch sein Vater, der Große Kurfürst, vermocht hat: wenn auch dieser gleichwohl die europäische Geschichte nicht bestimmend gelenkt hat, so doch inmitten einer Überlast von Schwierigkeiten einen Teil davon durch die äußerste Anstrengung von Kraft und Mut zu überwinden und aus dem Rechte dieser Leistung, wie aus dem Rechte seiner Ansprüche zwar nicht alles mit Fug Erhoffte, aber doch ansehnlichen Gewinn davonzutragen. Und wenn Friedrich Wilhelm sich darin neben die großen Mächte stellte, daß er nach ihrem Vorbilde und nach den Erfordernissen der Zeit eigene Flotte, Kolonien und Handelsunternehmungen ins Leben rief, so hat Friedrich diese zwar keineswegs verworfen, aber sie auch nicht, obwohl die äußere Lage hierfür günstiger als zur Zeit seines Vaters war, ausgestaltet. Seine Initiative, sein Trachten und seine Phantasie, seine Aufwendungen gehören dem Königstitel und, nachdem er diesen erlangt, seiner würdigen und modischen Repräsentation.

Die Anfänge der kurfürstlichen Regierung.

Als zweiter Sohn Friedrich Wilhelms und seiner ersten, oranischen Gattin war



Abb. 7. Franz von Meinders. Stich von S. Blesendorff nach Ramondon.

Friedrich am 11. Juli 1657 geboren worden. Erst der vielbeklagte Tod seines älteren Bruders Karl Ämil (Abb. 2) machte ihn Ende 1674 zum Kurprinzen. Der hauptsächliche Erzieher war Eberhard Danckelmann, der aus dem vertrauten Lehrer Friedrichs, als dieser zur Regierung gelangte, zu seinem obersten Ratgeber und Minister wurde und der Leiter seines ehemaligen Zöglings blieb (Abb. 12). Der ein wenig verwachsene, überhaupt schwächliche Knabe, der 1674 in die Rechte des zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Karl Ämil eingetreten war, mochte im Kreise der Familie manches, vielleicht nur heimlich Gefühlte zu leiden haben, um so mehr, als die Kinder der Stiefmutter Dorothea von Holstein stattliche, blühende Gesundheit besaßen und von ihr mit zärtlicher Eifersucht und Fürsorge geliebt wurden. Auch der Vater glich hierin die Empfindungen des Sohnes nicht vollkommen aus. Der Knabe, der später ein so gutmütiger und lenksamer Fürst wurde, war verschlossen und viel verstimmt, geneigt zu Argwohn, welcher durch die Bemühungen Dorotheens, die eigenen Kinder durch den alternden Kurfürsten recht stattlich versorgen zu lassen, oft genug Anlaß zu nicht unberechtigten Besorgnissen fand. Es kam, da in solchen Fällen der Apparat der Zwischenträgerei und Skandalsucht noch weit durchgebildeter als bei Privatpersonen arbeitet, so weit, daß Friedrich sogar für seine Sicherheit fürchtete, daß von Gift die Rede war und der Kurprinz eine Art Flucht veranstaltete. Die zweite Heirat des Kurprinzen — seine erste 1679 heimgeführte Gattin Elisabeth Henriette von Hessen (Abb. 5) war schon 1683 gestorben — mit Sophie Charlotte, der Tochter Ernst Augusts von Hannover und der berühmten Pfälzerin Sophie, hatte nicht zur Ausgleichung beigetragen. Die geistvolle und hochstrebende junge Schwiegertochter redete oft ein wenig allzu klug an dem hausväterlichen Hofe des Großen Kurfürsten, manches bittere Wort wurde laut oder im stillen hin und wider gesagt. Schließlich führte jener offene, höchst unangenehm zugespitzte Konflikt von 1687 zum Glück zu einer gründlichen Aussprache und Versöhnung heraus. Nunmehr ließ der Vater den Erben auch, was vorher in einer für des Kurprinzen Handlungen nicht glücklichen Weise gefehlt hatte, näheren Einblick in die politischen Angelegenheiten und Entschließungen gewinnen. In deren



Abb. 8. Paul von Fuchs. Stich von J. G. Wolffgang.

Vordergrunde stand damals die schwebende Absicht Wilhelms von Oranien, des Neffen Friedrich Wilhelms, sich den englischen Thron zu erobern, deren Ausführung dann in den Anfang von Friedrichs Regierung fällt und diese in ihren Folgen politisch wesentlich bestimmt hat.

Der Zeitpunkt von 1688 sah überhaupt die europäischen Beziehungen Brandenburgs in wesentlichen Hinsichten in der Umformung. Der Große Kurfürst hatte mit Ludwig XIV. — dem einzig zuverlässigen und nützlichen unter allen größeren Bundesgenossen, die er jemals gehabt hat — gebrochen, seit dieser das Edikt von Nantes aufgehoben hatte und der Leiter einer aggressiven katholischen Reaktion geworden war. Auch Schweden hatte darüber das jahrzehntelange Verhältnis enger Freundschaft und Dienstwilligkeit für Frankreich gelockert und verloren. Es war ziemlich isoliert und vorläufig auch um den alten Ruhm der militärischen Unüberwindlichkeit gebracht, seit ihm der brandenburgische Adler bei Fehrbellin so scharfe Krallen gezeigt. Das alte Verhältnis von Dänemark und Schweden bestand in seiner Einfachheit fort, daß beide Königreiche einander immer feindlich und auf entgegengesetzten Seiten zu finden waren. An der Ostflanke der brandenburgisch-preußischen Territorien und zwischen diese eingeschoben bildete Polen den ständig beunruhigenden Faktor der großen Politik mit seiner schwachen Regierung, seinen zu allem fähigen Adelsparteien und der periodisch wiederkehrenden Aufregung seiner Königswahlen; dem Hohenzollern gegenüber schloß dieses Reich noch viel Erbitterung wegen des Herzogtums Preußen in sich, die keineswegs schon zur Ruhe kommen wollte. Rußland war noch unter dem Osthorizont, um nun aber während der Regierung Friedrichs mit ungeahnter Kraft emporzusteigen. Das römische Reich wurde nominell noch als ein einheitlicher Körper betrachtet und besaß in dem immerwährenden Reichstage zu Regensburg und einigen anderen Behörden die Organe eines solchen. Thatsächlich waren alle diese lahm und ihre Zuständigkeit eingeschränkt, das Reich nur



Abb 9. Heinrich Rüdiger von Ilgen. Stich von J. H. Otto

möglichst viele der übrigen deutschen Reichsstände in dem gegenseitigen Ringen auf der eigenen Seite zu haben. Von diesen kam es sowohl Österreich wie Frankreich am meisten auf **Brandenburg-Preußen** an, das unter dem Großen Kurfürsten zu einem ziemlich geschlossenen, strebsam-tüchtigen Staatswesen mit einer tapfern und schon berühmten stehenden Armee von etlichen zwanzigtausend Mann emporgebracht worden war. Einige Unfertigkeit haftete diesem Staatswesen mit seinen vom Rhein, vom Fürstentum Kleve her, bis nach Königsberg und an den Pregel verstreuten Territorien von verschiedener Geschichte und Herkunft noch an, trotz aller Leistungen Friedrich Wilhelms für ihre innere Vereinheitlichung. Und wenn es schon selbständige europäische Politik geführt hatte, so sollte gerade die nachfolgende Regierung Friedrichs erweisen, daß nur ein persönliches Element, die geistige Bedeutung, die haushälterische Weise und der mutvolle Wille des Großen Kurfürsten, eine solche möglich gemacht hatte; unter Friedrich sank die Berliner auswärtige Politik in den Zustand zurück, im besten Falle mühsam den Schein

noch ein loser Zusammenhang selbständig vorgehender und quasisouveräner Staaten. Von diesen war die **österreichische** Länderverbindung die mächtigste und trug in herkömmlicher Erneuerung durch Kurfürstenwahl das Kaisertum. Im Vordergrunde der österreichischen Politik und ihrer anerkennenswert nachdrücklichen und erfolgreichen Bestrebungen stand die Zurückdrängung der Osmanen aus den transleithanischen Donaugebieten, in zweiter Linie die Abwehr des im Westen raubenden Frankreich. Dieses wetteiferte mit Österreich seit Jahrzehnten, zu vermeiden, nicht mehr auf eigenen Füßen zu stehen. Hatte doch sogar der Große Kurfürst in seinen letzten Jahren die unvollkommene Begründung und geringe Dauerhaftigkeit jener freieren Verfügung empfinden müssen; seine Abkehr von Frankreich machte von selbst notwendig, wieder Anschluß an Österreich und die Niederlande zu suchen, die ihn so vielfältig bitter enttäuscht hatten.

Trotz des vorhin Gesagten hatten **Frankreich** und sein Sonnenkönig zu Versailles nach wie vor das erste Wort in der Welt.



Abb. 10. Ezechiel von Spanheim, brandenburg-preußischer Gesandter in Paris. Stich von R. White.

Aber seit 1685 hatte Ludwig durch den davon gemachten Gebrauch die Gegenwirkung einer allgemeinen Entrüstung hervorgebracht, wie sie so einig und gleichmäßig vorher niemals gegen ihn bestanden und sich durch Maßnahmen geäußert hatte. Und Wilhelm von Oranien war es, der sich zu ihrem Führer und Organisator machte. Seit Jan de Witts Tode war der damals achtzehnjährige Statthalter mehr und mehr in eine thatsächlich monarchische Leitung der Generalstaaten eingerückt und damit war, entsprechend der alten oranischen Parteistellung und dem persönlichen Feldherrntalente Wilhelms, die Politik der Niederlande mehr eine kontinentale und territoriale geworden, als eine maritime und großkaufmännisch-aristokratische geblieben. Die Mittel, durch welche vor kurzem die niederländische Flotte der französischen und englischen zugleich gewachsen gewesen war, fanden seitdem zum Teil schon eine andere Verwendung.

Seit dem Frieden von Nimwegen stand die politische Publizistik von Stockholm bis Madrid, soweit sie im Haag ihren geistigen Mittelpunkt hatte, in Vorbereitung auf den neuen Raubkrieg Ludwigs XIV., der erwartet werden konnte, und die Kabinette befanden sich in der gleichen Spannung. Der Krieg kam, im Jahre 1688, denn Ludwig wollte den Osmanen Erleichterung schaffen, gegen die der Kaiser 1687 große Erfolge davongetragen hatte, wollte noch gleichzeitig mit ihnen operieren. Er wollte auch durch einen raschen Schlag das zu Augsburg am 9. Juli 1687 geschlossene Bündnis einschüchtern, das, obwohl defensiv formuliert, vom Kaiser leicht auch offensiv gehandhabt werden, mit den seinigen die Kräfte Spaniens, der Niederlande, Schwedens, wichtiger deutscher Reichsstände vereinigen konnte; Ludwig hoffte die verlorene Gefolgschaft der Deutschen durch unerhörten Schrecken wenigstens zu neutralisieren, einen schnellen Frieden mit dem Reiche anstatt des schwebenden zwanzigjährigen Waffenstillstands zu erzwingen. So drangen denn die französischen Heere mitten im Frieden mit rascher, fürchterlicher Verwüstung in die Pfalz und die rheinischen Fürstentümer ein. Aber nun vermengte sich mit diesem dritten, dem sogenannten orleansschen Raubkriege anderes, Wichtigeres, das unterdes an anderer Stelle reif geworden war.

Am 5. Februar 1685 war in England auf den zweiten Karl der zweite Jakob gefolgt, derjenige Stuart, der es dem Volke zu bieten wagte, seine Regierung mit amtlichen Gesandtschaften an den Papst, mit



Abb. 11. Marschall Schomberg. Stich von P. Schenk.

phrasenlosen Gewaltmaßregeln gegen verbriefte konfessionelle Verhältnisse einzuleiten und nach dem Vorbilde seines eng verbündeten Gönners Ludwigs XIV. einem katholisch-reaktionären Absolutismus zuzusteuern. Zugleich war Jakob ein eifriger, persönlich bewährter Seemann, der alles an die Verstärkung der englischen Flotte, ihren Wettbewerb mit der niederländischen setzte. So fanden sich einerseits die Niederlande, insonderheit aber Wilhelm von Oranien als Gemahl der Stuart-Erbin Maria — Jakob war bisher ohne Sohn — und andererseits das englische Parlament zum Widerstande gegen die von Ludwig und Jakob gemeinsam drohende politische und konfessionelle Gefahr zusammen. Seit 1685 begann Wilhelm die Maßregeln, deren letztes Ziel die eigene baldmöglichste Thronbesteigung in England war. Sie geschahen weniger im Sinne persönlichen Ehrgeizes, als für den protestantischen und allgemeinen Kampf gegen Ludwigs XIV. Propaganda und Machtbereich. Von Anfang an wußte der Große Kurfürst um diese Dinge, hieß sie eifrigst gut und reichte am 23. August 1685 seinem Neffen über allen endlosen Verdruß hinweg, den ihm die Niederlande in Europa und in seinen überseeischen Bestrebungen bereiteten, die Hand zum Bündnisse. Aber ob Wilhelm dem Verlangen des englischen Volkes, ihn landen zu sehen, folgen konnte, hing von Größerem ab: der energischen Unterstützung der Generalstaaten und der anderweitigen Beschäftigung des übermächtigen Frankreich. Die erstere dieser Fragen beantwortete sich im günstigen Sinne, als Ludwig den niederländischen Handel 1687 durch vertragswidrige Handlungen zu schädigen begann und dadurch einen völligen Umschwung in der bisher noch lauen Stimmung der Hochmögenden für das Projekt des Erbstatthalters herbeiführte. Seit dem November 1687 konnte Wilhelm auf ihre positive Hilfe rechnen. Und vollends gab es den Ausschlag, als dem englischen Könige im Sommer 1688 unerwartet noch ein männlicher Erbe, Jakob, geboren wurde und damit sowohl für das englische Volk, wie für den kontinentalen Protestantismus die Aussicht entstand, die mit Unwillen aufgenommene Haltung Jakobs II. über dessen Lebensdauer hinaus verewigt zu sehen. Nun machten sich in England die Partei Wilhelms und in den Niederlanden dieser selbst aktionsbereit. Noch konnte alles durchkreuzt, verboten werden durch Frankreich — in diesem Moment beging Ludwig XIV. die für die Größe Frankreichs verhängnisvollste all seiner Handlungen, indem er, wie erwähnt, Anfang Oktober 1688 seine Heere zur Verwüstung der Rheinlande und in den Krieg gegen Reich und Kaiser aussandte. Wilhelm sah das letzte Hindernis fallen, die große Allianz aller Feinde Frankreichs sich zusammenziehen, er schlug los. Am 10. November 1688 ging seine Flotte mit lang erharrter frischer Brise in See, um fünf Tage später die Landung an Englands Küsten zu bewerkstelligen. Wenig später konnte Jakob nur in Irland Asyl und Hilfe hoffen.

Inzwischen war am 9. Mai 1688 das große Leben Kurfürst Friedrich Wilhelms nach schweren Leiden zu Ende gegangen. Zwei Tage vorher hatte er mit dem Kurprinzen unter vier Augen eine lange eindringliche Unterredung gehabt und ihn gesegnet. Was er in diesen letzten Tagen zu den Seinigen alles sprach, drehte sich um die Treue am evangelischen Bekenntnis und um das Festhalten an der schriftlich aufgesetzten „Väterlichen Vermahnung" von 1667, die damals von ihm an Karl Ämil gerichtet worden war. Sie enthielt Leitsätze der äußeren Politik und gab hinsichtlich des inneren Regimentes vornehmlich Winke, die kurfürstliche Autorität zu wahren. Allianzen seien gut, aber eigene Kräfte noch besser und verläßlicher. Das Reich solle man mehr als fremde Kronen im Auge haben, aber auch von diesen seien England, Dänemark und die Niederlande wünschenswerte Verbündete; die Freundschaft Polens könne man sich, wegen Preußens, schon etwas kosten lassen. Den Räten sei fleißig zuzuhören, aber niemals Einem alle Entscheidung einzuräumen; in wichtigen und verschwiegenen Sachen sei nicht sofort nach Anhörung jener zu beschließen, sondern besser, alle Vota im Beisein eines einzelnen Rates oder Sekretärs noch einmal zu überlegen und sich dann zu resolvieren, das Beschlossene aber prompt auszuführen. Hinsichtlich der Stände ist die Meinung: „Je mehr Landtage Ihr haltet, je mehr Autorität Euch genommen wird" und: „Karessieret die Preußen, aber habet stets ein wachsames Auge auf sie." Das katholische Wesen wird mit den stärksten



Abb. 12. Eberhard von Danckelmann. Stich von P. Schenk.

Ausdrücken, wie Abgötterei und Greuel, abgewiesen, auch die Beschränkung des Luthertums zu gunsten der Reformierten mit einem Eifer empfohlen, der den zeitweiligen Stimmungen des kurfürstlichen Testamentschreibers entsprach.

Für den 9. Mai hatte Friedrich Wilhelm die Parole ausgegeben: Amsterdam



Abb. 13. Joachim Ernst von Grumbkow. Stich von J. G. Wolffgang.

Friedrich, der zwar empfindlich und bisher vielfach mißtrauisch gewesen, aber auch gutherzig war und die Konsequenz der Nachträgerei nicht besaß, beließ alle Hof- und Staatsdiener im Amte, auch die, welche es mit seiner Stiefmutter Dorothea wider ihn gehalten hatten. So traten erst allmählich neue Leute neben den Räten des Großen Kurfürsten hervor. Von diesen wurde der treffliche Meinders (Abb. 7) schon als der einstige Begründer des nun aufgegebenen französischen Bündnisses etwas in den Hintergrund gedrängt, aber auch persönlich zunehmend überflügelt durch den sehr gewandten und kundigen, klugen Paul von Fuchs (Abb. 8), neben welchem noch der geschickte, feinfühlige Ilgen (Abb. 9) Hervorhebung verdient. Von hohen Militärpersonen verließ Schomberg (Abb. 11) den Dienst des Kurfürsten schon 1688 wieder, da dieser ihn Wilhelm von Oranien zur Verfügung stellte. Er war, ein geborener Deutscher, im Dienste Ludwigs XIV. zum Marschall emporgestiegen, aber nach Aufhebung des Edikts von Nantes als Protestant nach Brandenburg ausgewandert. Der Feldmarschall von Derfling hatte ein Leben voller reicher Verdienste hinter sich und war alt, zweiundachtzigjährig zur Zeit des Regierungswechsels, ist aber doch auch noch unter Friedrich bei den Truppen im Felde erschienen, nicht lange vor seinem 1695 erfolgten Tode. Alle diese aber überholte an Einfluß und Macht, besonders als 1690 der regsame und sich selbständig haltende

und London. Sie entsprang den Gedanken an das große Vorhaben des oranischen Neffen. Um neun Uhr etwa hauchte er seinen letzten Atemzug aus. Alsbald auf die Nachricht wurden in Potsdam und Berlin alle Brücken hochgezogen, die Thore verriegelt und die Truppen auf den Kurfürsten Friedrich III. vereidigt. Ebenso erging an die Landesregierungen zugleich mit der Trauerkunde der Befehl, Beamte, Offiziere und Soldaten für den neuen Kurfürsten als einzigen und alleinigen Erben derjenigen Lande in Pflicht zu nehmen, die unter Friedrich Wilhelms Scepter gestanden hatten. Hierbei war auch schon an den Inhalt des letztwilligen Testamentes gedacht.

Oberhofmarschall von Grumbkow (Abb. 13) einem Schlagfluß erlegen war, sehr bald der schon genannte Eberhard Danckelmann. Er war 1643 in der den Oraniern gehörigen Grafschaft Lingen geboren und 1663 an den Berliner Hof gekommen. Gewandt, kenntnisreich und vielkundig zugleich, ein starker und glänzender Mensch, zur Herrschaft ebenso begabt wie geneigt, gewann er bei konsequenter pädagogischer Strenge ganz und gar das anschlußbedürftige Herz seines durch so vieles verbitterten Zöglings Friedrich, der dies Verhältnis von Respekt und Vertrauen noch mit in seine erwachsenen und seine Regierungsjahre hinübernahm. Danckelmann ward der politische Berater des jungen Kurfürsten und, nachdem er längst in allen äußeren und inneren Angelegenheiten der Leiter gewesen, sowie mit Ehren und Ämtern überhäuft worden war, 1695 auch formell zum Oberpräsidenten ernannt, d. h. nach dem ursprünglichen Sinne dieses Titels an die Spitze der Regierung und aller Geschäfte gestellt. Niemand konnte die Ernennung verargen, denn vor den Fähigkeiten der bloßen Geheimen Räte und Militärs voraus besaß dieser so hoch aufgerückte ehemalige bürgerliche Instruktor den Nimbus gelehrter, eleganter Bildung; zu helfen, wonach Friedrich und besonders seine Gemahlin strebten, dem Berliner Hofe einen Schimmer von Medicäertum und vornehmer Opulenz zu geben, war von dem ganzen Personal der Regierung bei weitem keiner wie er geeignet. Unanfechtbare Sachlichkeit und Redlichkeit, wie sie selbst im Beamtenstaat des alternden Friedrich Wilhelm nicht über jede Anfechtung von außen erhaben gewesen waren, trugen weiter dazu bei, die geistige Überlegenheit jenes Mannes und seinen Vorrang vorläufig verzeihlich und unangreifbar zu machen.

Vom Augenblick des Hinscheidens Friedrich Wilhelms an hatte der neue Landesherr Schritte gethan, jeden Versuch einer Teilung der Herrschaft abzuwenden. Was Friedrich als Kurprinz gefürchtet und bekämpft hatte: die Errichtung selbständiger, wenn auch nicht bedeutender Teilregierungen für die jüngeren Söhne, hatte das letzte, vielberufene Testament des Großen Kurfürsten in der That verfügt.

Formell war dies möglich. Die Dispositio Achillea schloß seither erworbene Gebiete nicht mit ein, und gerade Friedrich Wilhelm hatte eine Reihe kleinerer Fürstentümer und einzelner Ämter an das brandenburgische Haus gebracht. Aber die „Väterliche Vermahnung" von 1667 zeigt auch den Großen Kurfürsten zu dieser Zeit ausschließlich von dem Gedanken des einheitlichen Staatsinteresses und der uneingeschränkten Souveränität durchdrungen. Dieses ältere politische Testament will zwar naturgemäß genügende Versorgungen der Jüngeren und gibt bestimmte Fingerzeige dafür. Aber es weist auf Anhalt und das sächsische Haus als abmahnende Beispiele hin und stellt die Untrennbarkeit des Gesamtgebietes als oberstem Grundsatz auf; der künftige Kurfürst solle





Abb. 14. Schaumünze auf das Kurfürstenpaar.



Abb. 15 Kurfürstin Sophie Charlotte. Stich von S. Blesendorff.



Abb. 16. Friedrich als Kurfürst, 1696. Stich von S. Blesendorff.



Abb. 17. Kurfürstlich brandenburgisches Wappen. Bemalte Holzschnitzerei im Hohenzollern-Museum.

seinen Brüdern nie eigene Fürstentümer zugestehen. Seitdem hatte, wie schon die erste Gemahlin, noch weit planmäßiger Dorothea zu gunsten der jüngeren Söhne gewirkt und gebohrt und schließlich am 16. Januar 1686 eine letztwillige Verfügung annähernd nach ihrem Sinne erreicht. Hierin war zwar die Landeshoheit des künftigen Kurfürsten über das Ganze grundsätzlich gewahrt, ebenso Vorsorge für eine einheitliche Politik aller Linien nach außen getroffen, was aber doch nur in bedenklicher, Konflikte im Schoße bergender Weise geschehen konnte. Zum Beispiel sollte die Stimmenabgabe aller brandenburgischen Herren am Reichstage eine identische sein und durch den kurfürstlichen Gesandten erfolgen, aber an sich sollten die einzelnen mit ihrem fürstlichen Erbe und den sonstigen Hoheitsrechten auch die zugehörigen eigenen Stimmen am Reichstage haben. Dieses Erbe nun sollte für den (inzwischen 1687 verstorbenen) Ludwig, Friedrichs Vollbruder aus erster Ehe, im Fürstentum Minden, für seine Halbbrüder Philipp Wilhelm, Albrecht Friedrich, Karl Philipp und Christian Ludwig in den Landen Halberstadt, Ravensberg und in weiteren Gebietsteilen, Grafschaften und Ämtern bestehen. Es waren doch gar nicht so unbedeutende Absplitterungen, die hier festgesetzt wurden, und was von einheitlicher Souveränität gewahrt blieb, reichte schwerlich für die Praxis aus, verbürgte keine dauernde Eintracht. Was aber das Bedenk-



Abb. 18. Thronsiegel Friedrichs III. als Kurfürsten.

lichste war: entgegen wünschenswerter weiterer Zusammenschweißung aller Gebiete zum geschlossenen Staate war in gefährlicher Präcedenz der Anfang mit Austeilungen und mit der Durchbrechung der monarchischen Einheit gemacht.

Wenige Tage nach seinem Regierungsantritt erfuhr Friedrich durch die Testamentseröffnung diesen dunkel vermuteten Inhalt und die Einsetzung des Kaisers zum Vollstrecker. Er wies das Testament an den Geheimen Rat, und nach dessen Gutachten zögerte er nicht, es für ungültig zu erklären. Wie strenge man auch über derlei sonst denken mag: das Interesse des Staates, den der Große Kurfürst hinterlassen, hat Friedrich auf diese Weise am besten gewahrt und hat sogar im eigenen Sinne des Vaters, in dem eines noch nicht gealterten, noch nicht von Pflege abhängigen, nach seelischer Ruhe verlangenden Friedrich Wilhelm gehandelt. Man könnte sagen, er führte ein ungeschriebenes Testament aus, indem er das geschriebene umstieß. Natürlich folgten langwierige Auseinandersetzungen mit den Brüdern, denen Friedrich reichliche Ausstattungen anderer Art zuweisen wollte, mit der Stiefmutter, die übrigens im August 1689 starb, und mit dem Kaiser als eingesetztem Testamentsvollstrecker. Endlich brachte der Vergleich vom 3. März 1692 alles zum verträglichen Ende. In diesem Abkommen wurde dem nunmehrigen nächstältesten Bruder, Markgrafen Philipp Wilhelm, der fideikommissa-



Abb. 19. General Hans Adam von Schöning. Stich von Fleischmann.

rische Besitz von Schwedt und Vierraden zugestanden, so daß seitdem von einer Linie Brandenburg-Schwedt gesprochen werden konnte (welche im Jahre 1788 durch Aussterben erloschen ist); auch die übrigen erhielten sehr anständige Versorgungen.

Hatte der Große Kurfürst seinem ältesten Sohne den Inhalt jenes Testamentes vorenthalten, so lastete auf dem Kurprinzen und jungen Nachfolger ein anderes und zwar ein übles Versteckspiel, der von ihm ausgestellte Schwiebuser Revers.

Als Friedrich Wilhelm nach seiner Abwendung von Ludwig XIV. den Bündnisvertrag vom 23. März 1686 mit dem Kaiser schloß, welcher letzterem 8000 Mann brandenburgische Türkenhilfe verschaffte, kamen auch die schlesischen Beschwerdepunkte zur, wie damals der Kurfürst wähnte, endgültigen Regelung. Österreich hatte im dreißigjährigen Kriege das Fürstentum Jägerndorf eingezogen, obwohl nur dessen brandenburgischer Inhaber persönlich geächtet, das Besitzrecht des Hauses Brandenburg an sich durch nichts beseitigt war. Ferner hatte Brandenburg Erbverbrüderung mit dem Hause Liegnitz und erhielt durch dessen Erlöschen im Jahre 1675 den unmittelbaren Anspruch auf Liegnitz, Brieg und Wohlau. Damals war jedoch der Kurfürst gerade durch den Krieg gegen Frankreich und Schweden vollauf beschäftigt, und sein kaiserlicher Verbündeter zog kurzweg die schlesischen Herrschaften als erledigt ein. Es war auch jetzt keine rechte Entschädigung, wenn der Kaiser als Preis des Verzichtes auf beide Forderungen dem Kurfürsten den ins Brandenburgische eingesprengten österreichischen Kreis Schwiebus



Abb. 20. Ludwig XIV. Gemälde von Hyacinthe Rigaud im Louvre.
(Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.)

bot. Aber Friedrich Wilhelm, der die starke Deckung durch Frankreich verloren hatte, war in der Zwangslage, durch Österreich eine neue finden zu müssen, und gedachte überdies, die schlesischen Fragen aus der Welt zu schaffen, so schloß er denn ab.

Er hat nie von der Intrigue erfahren, welche das schlesische Unrecht bis auf Friedrich II. unerledigt erhalten hat, und wir mögen dies seinem Vaterherzen gönnen. Den Vertrag, den Österreich mit dem Kurfürsten verhandelte und abschloß, hob es gleichzeitig wieder auf durch eine heimliche Klausel, die es dem Kurprinzen abgewann. Dieser verpflichtete sich schriftlich, bei seinem Regierungsantritt Schwiebus zurückzugeben, so daß also für nichts und wieder nichts auf die schlesischen Rechte verzichtet worden wäre. Durch die Hände des P. Freiherrn von Lüdinghausen, genannt Wolff, Hauskaplans des österreichischen Gesandten, gingen auch die 10000 Dukaten, welche Friedrich daraufhin aus Wien empfing. Doch würde man letzterem unrecht thun, in dieser Summe, wie sehr er sie brauchen konnte, einen treibenden Beweggrund zu sehen. Friedrichs Revers war vielmehr der Ausfluß einer gutgemeinten, aber dilettantischen und im Dunklen tappenden Thronfolgerpolitik. Man hatte ihm die Meinung beizubringen gewußt, nur so werde der Kaiser das Bündnis abschließen, welches für Brandenburgs Sicherheit geradezu eine Existenzfrage sei, und der arglose, wenig kritische Prinz hielt sich überzeugt, um den Staat sich insgeheim und im voraus nur ein Verdienst durch den am 28. Februar 1686 ausgestellten Revers erworben zu haben, welchem dann die baldige Vollziehung des Staatsvertrages folgte.

Ganz behaglich kann dem Kurprinzen in dieser Sache trotzdem von Anfang nicht gewesen sein, denn er verheimlichte sie sogar Danckelmann, dem er sonst alles vertraute. Er scheute vor der Mitteilung auch noch, als er Kurfürst geworden war. Aber nun begann Österreich im Jahre 1689 auf die Erfüllung des Versprechens zu drängen; er mußte dieses, was ihm Überwindung genug kostete, vor seine Räte bringen. Und nun, da die ihm gespielte Intrigue deutlich zu Tage lag, suchte man von der Erfüllung loszukommen, welche doch, unter entsprechenden Vorbehalten, das Würdigste und Klügste zugleich gewesen wäre. Man beriet über Ausflüchte, behandelte den Revers, der nicht von dem Staatsoberhaupte herrührte, als unverbindlich, die Angelegenheit als schwebende Frage: auch Danckelmann riet so, während Friedrich von moralischen Anwandlungen nicht los kam. Alle sonstige Politik flocht sich hier hinein, aber der Wiener Hof bestand zäh auf seinem unterschriebenen Schein, und am 20. Dezember 1694 mußte Brandenburg durch neuen Vertrag nachgeben, worin der Kaiser den Kurfürsten allerdings förmlich als souveränen Herzog in Preußen anerkannte, was dem brandenburgischen Verbündeten gegenüber bisher noch aufgespart geblieben war. Am 10. Januar 1695 übernahm Österreich das kleine Gebiet, dessen überwiegend evangelische Bevölkerung bedrückten Herzens zu ihm zurückkehrte. Brandenburg aber gab jetzt, bei dem neuen Vertrag, die Erklärung ab, daß nun die schlesischen Forderungen wieder auflebten. Die kaiserlichen Kommissare weigerten sich allerdings, hiervon amtliche Kenntnis zu nehmen.

Kriegsjahre.

Unterdessen wurden die ineinander greifenden Kriege der Zeit in Irland, in den Niederlanden, am Rhein, in Spanien, Italien, in den unteren Donaulanden und auf den Meeren geführt. Den Gang ihrer Ereignisse hier ausführlich zu verfolgen, berechtigt der politisch-militärische Einfluß, den Brandenburg auf sie ausübte, bei weitem nicht. Aber rühmlich genug war dessen Beteiligung nach Leistung und Tapferkeit seiner Truppen, auf die seit Fehrbellin ganz Europa mit der Selbstverständlichkeit hoher Ansprüche sah. Nach England-Irland hat Wilhelm III. keine formierten brandenburgischen Truppen mitgehabt, wie oft gemeint worden ist, sondern nur zahlreiche deutsche, darunter auch aus Friedrichs Herrschaftsgebieten gebürtige Offiziere und Mannschaften in niederländischen Diensten haben ihn begleitet. Sie haben auch die Schlacht am Boynefluß in Irland am 1. Juli 1690 mitgeschlagen, die Wilhelm zum endgültigen Sieger über Jakob und seine Partei in den drei Königreichen machte und deren Krone fest auf sein Haupt setzte. Er hatte die Krone im Februar 1689 angenommen und behauptete sie auch im



Abb. 21. Die kurfürstlich-pfälzische Residenzstadt Heidelberg vor den Zerstörungen von 1689 und 1693. Gemälde von Berckheyde.

Mai 1692 in der Seeschlacht von la Hogue gegen Ludwigs XIV. (Abb. 20) letzte Machtanstrengung für Jakob. — Auf dem Kontinent ward der Kampf gegen Frankreich von der „Großen Allianz“ geführt, die sich am 12. Mai 1689 aus dem Deutschen Reiche, den Niederlanden, England, Spanien und Savoyen zusammengeschlossen hatte. Dieses Jahr 1689, welches im Frühling die (erste) Zerstörung des Heidelberger Schlosses (Abb. 21) durch die Franzosen, deren Mordbrennerei in pfälzischen Dörfern und Städten, die Flammen von Worms und Speier, die Schändung der Kaisergräber gesehen, brachte weiterhin eine Kette von Erfolgen gegen Frankreich, und die Truppen des Kurfürsten Friedrich hatten um diese namhafte Verdienste. 6000 Brandenburger kämpften in niederländischen Diensten; 20 000 Mann, mit münsterschen Truppen und einem niederländischen Korps vereint, hatten schon im ersten Beginn des Krieges die Franzosen, welche im Kurfürstentum Köln eine Ausfallpforte besaßen, aus Westfalen vertrieben, gingen dann an den Niederrhein vor, nahmen Neuß, Rheinberg, Kaiserswerth ein und begannen im Juni die Belagerung der kurfürstlich kölnischen Residenz Bonn, des Hauptstützpunktes der Franzosen am unteren Rhein. Friedrich selbst erschien zu dieser Belagerung bei seinen Truppen. (Abb. 25.) Obwohl ein französisches Entsatzheer unter Marschall Boufflers durch General von Schöning — der kurz darauf den brandenburgischen Dienst infolge von Zwist verließ — (Abb. 19) abgewiesen wurde, hielt sich die Festung bis in den Oktober. Aber inzwischen hatten am 8. September die Franzosen in Mainz vor den am Mittelrhein operierenden Reichstruppen und Österreichern kapituliert, ein Teil der dortigen Belagerer konnte zur Hilfe kommen, und am 9. Oktober erfolgte von den weit vorgeschobenen brandenburgischen Werken aus der Generalsturm. Bis an den Hauptwall waren die Stürmenden gelangt, als die Nacht hereinbrach, aber sie hielten sich in dieser Stellung, und am anderen Morgen übergab der tapfere Kommandant, Graf d'Asfeld, die Stadt. Siegesmünzen wurden geschlagen und junger Kriegslorbeer, mit dessen Geben und Nehmen die Zeit ja nicht kargte, rauschte um das Haupt des Kurfürsten von Brandenburg. (Abb. 23 u. 24.) Auf der Rückkehr von dieser Reise ins Feldlager nahm Friedrich zu Kleve (Abb. 22) und an sonstigen Mittelpunkten seiner rheinischen und westfälischen Herrschaften die Huldigung der dortigen Unterthanen entgegen. Zu dem gleichen Zweck ging er dann im Frühling des nächsten Jahres zu den Preußen, deren Huldigung am 23. Mai 1690 feierlich in der Hauptstadt Königsberg geschah.

Schon 1690 erlahmte der Krieg, und



Abb. 22. Kleve im 17. Jahrhundert. (Nach Merian.)




Abb. 23. Schaumünze auf den Feldzug am Niederrhein.

langwierige, unerfreuliche Beschwerden der deutschen Verbündeten widereinander traten an die Stelle der frischen gemeinsamen Waffenführung. Brandenburg hatte über Wien mancherlei zu klagen, hielt aber seine Truppen nach wie vor im Felde, jetzt wesentlich in den Niederlanden und an deren Seite.

Während so im deutschen Westen der Krieg sich in Operationen und Pausen hinschleppte, errangen brandenburgische Truppen auf anderem, östlichem Schauplatze erneuten Ruhm für ihre Fahnen und halfen zu den Erfolgen des Kaisers (Abb. 31). Sie hatten schon bei der Einnahme von Ofen sich hervorgethan, am 16. August 1691 standen sie wieder, noch 6000 Mann unter dem kurfürstlichen General Hans Albrecht von Barfus (Abb. 35), in der gewaltigen Feldschlacht, die an der Donau bei Salankemen (Szlankamen) geschlagen wurde. Die Brandenburger waren es nicht gerade, denen der „Türkenlouis“, Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, in dieser seiner Meisterschlacht die siegreiche Entscheidung verdankte, zu dieser führte er den linken Flügel; aber die Brandenburger im Centrum hatten vorher durch ihr Eingreifen von der Flanke her die gegen den ermatteten rechten Flügel vordringenden Türken zum Stillstand gebracht und drohende Niederlage abgewandt. Ihr Verlust bei dieser opfermutigen Angriffsbewegung betrug 900 Mann, von 40 Offizieren wurden 33 getötet oder verwundet. — Den siegreichen Feldherrn führte dann 1693 der Oberbefehl über die Reichsarmee von den ungarischen Schlachtfeldern hinweg an den Rhein, wo der sturmgewaltige Türkenlouis freilich zum Zauderer ward und keine belebende Wendung des Krieges mehr herbeiführte. Auch im Türkenkriege brachte erst des Prinzen Eugen Führung (seit 1697) wieder neue Erfolge, welche am 26. Januar 1699 den glücklichen Frieden von Karlowitz ermöglichten; er trug dem Kaiser den größten Teil von Ungarn nebst Slawonien und Siebenbürgen ein.

Hier im Osten war es, wo zu dieser Zeit die Anstrengungen des Kaisers und Oesterreichs geschahen und deren Früchte gepflückt wurden; im Westen blieb die kriegerische Beteiligung und dann auch in dem diplomatischen Ringen der Friedensverhandlungen das Eintreten des Oberhauptes für das Reich flau und kleinlich eigennützig. Seit 1693, nachdem in diesem Jahre die abermalige, nun gründliche Zerstörung Heidelbergs und seines kurpfälzischen Fürstensitzes durch die Franzosen erfolgt war, begann Ludwig XIV. doch kriegsmüde zu werden. Er wollte Ruhe gewinnen im Hinblick auf die bevorstehende Entscheidung um die Nachfolge in Spanien, wo die habsburgische Linie zum Aussterben stand; er bedurfte dieser Pause sowohl politisch wie finanziell. Seit Ende 1693 begannen daher die Unterhandlungen. Sie führten jedoch zu keinen Ergebnissen, um so weniger, als der Kaiser, ebenfalls im Hinblick auf den Kampf um Spanien, das Bestreben haben mußte, die mit ihm verbündeten Mächte fernerhin an





Abb. 24. Denkmünze auf die Einnahme von Kaiserswerth, 1689.

seiner Seite und im, wenn auch nur latenten Kriegszustande gegen Frankreich zu erhalten. Es war ein Erfolg der letzteren Politik, daß 1695 die „Große Allianz“ noch einmal erneuert wurde. Erst nach weiterer Frist, während die militärischen Unternehmungen sich beiderseits in einem unentschlossenen Hin und Her bewegten, kam es zur ernstlichen Fortsetzung der Unterhandlungen, und am 9. Mai 1697 wurde in dem oranischen Schlosse zu Ryswick (nahe dem Haag) die Friedensversammlung eröffnet. König Ludwig verstand sich dazu, den Oranier als König von England anzuerkennen, und von nun an ging dem König Wilhelm, der das Seinige erreicht hatte, die flüchtig keimende französische Freundschaft über seine alten Verbündeten; der Hauptpunkt war erledigt, und die Angelegenheiten des Reiches konnten in einer für die Diplomatie jener Zeit ganz ungewöhnlichen Eile übers Knie gebrochen werden. Frankreich gab so weit nach, die Rückgabe der nach dem Frieden von Nimwegen gemachten Reunionen zu bewilligen und den Rückfall entweder der 1681 geraubten Reichsstadt Straßburg an das Reich oder von Freiburg und Breisach an den früheren österreichischen Landesherrn zur Wahl zu stellen. Für letztere ließ man es sich gefallen, daß Ludwig eine Frist stellte, auf Ende August. Diese verstrich aber ungenützt, und nun lag es in Frankreichs Hand, selber zu entscheiden. Den Vorteil hatte der Kaiser, welcher daraufhin von Frankreich jene beiden breisgauischen Städte zurückerhielt. Das große Straßburg, die „wunderschöne Stadt“, an welcher die Teilnahme und Phantasie des deutschen Volkes hingen, durfte endgültig dem Räuber verbleiben. Auf diese Punkte hin ward am 20. September 1697 der Friede von Ryswick geschlossen, zunächst zwischen den Großmächten, während das Reich als solches natürlich so schnell nicht fertig wurde. Und in diesen Nachtragsverhandlungen, bei denen es zu jenen am 20. September formulierten Vertragspunkten doch nichts mehr zu sagen hatte, erlebte das Reich nur noch eine neue Intrigue. Es war die neue katholisch-neuburgische Kurlinie in der Pfalz, welche sich mit Ludwig XIV. auf die berüchtigte „Ryswicker Klausel“ verständigte und diese durchsetzen half: daß an allen bisher bei Frankreich gewesenen, jetzt zurückgegebenen Orten die katholische Religion in Bestand bleiben müsse. Das betraf im ganzen 2000 Gemeinden, von welchen sehr viele aus den „Reunionen“ jetzt an evangelische Landesherren zurückkehrten. Kurz vor Mitternacht des 29. Oktober wurde diese Klausel eilfertig durchgesetzt, tags darauf der Friede für das Reich vollzogen. Daß Brandenburg, Württemberg, die Reichsstadt Frankfurt die Ratifikation verweigerten und sich ausschlossen, konnte unter den vorliegenden Verhältnissen nur eine Kundgebung der Entrüstung über die Klausel sein, und thatsächlich wurde der Friede unbekümmert darum als allgemein und vollkommen behandelt.

Die preußische Königswürde.

Die Ryswicker Verhandlungen hatten dem souveränen Herzog in Preußen, der zugleich Kurfürst im Reiche war, zu reichlichen Empfindungen und Betrachtungen Anlaß gegeben, wie geringschätzig seine völkerrechtlichen Ranganspruche von dem Kaiser und den verbündeten Mächten trotz seiner militärischen Anstrengungen und Verdienste behandelt wurden. Man hatte ihn zu den Unterhandlungen nicht zugelassen, nur mit Mühe ward erreicht, daß wenigstens sein Name als der eines selbständig für Preußen

Krieg führenden Fürsten im Protokoll aufgeführt wurde. In der That, es war Zeit, hierin Wandel zu schaffen. War es Friedrich versagt, durch eine ihm persönlich eingeräumte Beachtung die Mißlichkeiten seiner rechtlichen Stellung innerhalb der großen Politik zu überbrücken, so konnte dies dagegen durch eine Verschiebung, eine Erhöhung im offiziellen Range geschehen. In dieselbe Richtung wiesen längst die persönlichen Träume und Wünsche des Kurfürsten, sowie, abgesehen von der Ryswicker Kränkung, sonstige äußere Anlässe und Motive.

* * *

Wie man bestimmt weiß, hat der Große Kurfürst weder an eine Rangerhöhung gedacht, noch ist sie ihm von beachtenswerter Seite nahe gelegt worden. Er bedurfte ihrer nicht dringend, sein Ansehen ging weit über das eines Kurfürsten hinaus, und Ludwig XIV. gestand ihm z. B. auch so das „mon frère“ zu. Die Erhebung der Hohenzollern zum Königsrange ist als politischer Plan das persönlichste Eigentum Friedrichs. Und sein Verdienst. Denn ein solches ist sie ohne jede Frage. Es mag noch die Nachwirkung aus einer mehr spartanischen Zeit des Preußentums sein, wenn einzelne Schriftsteller das Streben Friedrichs nach der Königskrone mit Geringschätzigkeit behandelt haben oder es allenfalls schonend begründen und verteidigen. Gerade unsere gegenwärtige Zeit, deren Auffassungen von Menschenwürde sich mit raschen Rückschritten dem Formalienwesen des siebzehnten Jahrhunderts nähern und so großes Verständnis für die Titel- und Rangfragen mittlerer und höherer Beamten haben, wird um so eindringlicher abschätzen können, was es vor 200 Jahren bedeutete, wenn ein Kurfürst König wurde. Wie gesagt, dies wurde damals zugleich eine politische Notwendigkeit, eben weil Ludwig XIV. das spanische Etikettenwesen noch vervollkommnet hatte und alle Welt vom Ceremoniell und seinen Umständlichkeiten fast noch mehr als von realen Machtfragen erfüllt war. Es bleibt daher immer noch die Frage, ob selbst eine von der eigenen Zeit unabhängige Persönlichkeit sich ohne Schaden und Zurücksetzung für den ihr anvertrauten Staat über alles jenes hätte erheben und hinwegsetzen dürfen. Jedenfalls den Kurfürsten Friedrich befingen die Dinge ganz und gar. Er selbst war in dem, was dieser Zeit in Nachahmung des Roy soleil wichtig war, nämlich in Ceremoniell und barockem Prunk an den Höfen, in seiner eigenen Person ein bedeutender Kenner und Künstler. Und so wiesen ihn persönliche Neigungen und Werturteile ebenso lebhaft, wie unverkennbar dringliche politische Be-



Abb. 25. Beschießung Bonns durch die brandenburgischen Truppen. 1689.



Abb. 26. Schaumünze auf den niederrheinischen Feldzug, 1689.

weggründe auf eine rangerhöhende Umgestaltung seiner staatsrechtlichen Stellung hin.

Seit wann der Plan die Gedanken Friedrichs beschäftigt hat, läßt sich nicht sagen, vermutlich aber doch schon sehr früh. Jedenfalls 1693 tritt er als politische Materie ins Dasein. Inzwischen hatte Brandenburg 1689 mit rückhaltlosem Festhalten an dem Vertrag von 1686 zu der Wahl Josefs I. (Abb. 32) zum römischen König mitgewirkt, die am 24. Januar 1690 einstimmig zum Abschluß kam; ferner den Wunsch Ernst Augusts von Hannover, Kurfürst zu werden, jahrelang unterstützt, bis er sich 1692 verwirklichte. So sah Friedrich die Erhebung anderer gelingen und bekam unter der Zeit die Grenzen der eigenen äußeren Würdenstellung empfindlich zu spüren. Zukünftige Zurücksetzungen neuer Art konnten ihm noch drohen, denn z. B. für die gesteigerten Ranganspruche der größeren italienischen Staaten, Savoyens und Toskanas, hatte der Kaiser den offenbarsten guten Willen. Die brandenburgischen Vertreter hatten schon bisher auf den Reichsversammlungen und internationalen Bündnisbeabredungen umständliche und schwierige Ceremonialstreitigkeiten gehabt; diese waren nicht aus der Welt geschafft und, wie gesagt, noch peinlichere waren für die Zukunft zu erwarten. Eine Rangerhöhung des Herrn von Brandenburg und Preußen, wobei nur der Königstitel in Betracht kam, brach alledem von vornherein die Spitze ab. 1693 nun besprach Friedrich die Angelegenheit mit





Abb. 27. Schaumünze auf die Kurfürstin Sophie Charlotte, 1691.

seinen Räten. Aber weder Danckelmann, noch Fuchs oder Meinders nahmen sie ganz ernstlich oder irgendwie aussichtsvoll auf und hatten Neigung, dafür zu arbeiten. Um so ernstlicher beharrte Friedrich. Die Begründung seines Standpunktes, damals noch mehr naiv und sehr ergänzbar, ist niedergelegt in seiner eigenhändigen Aufzeichnung (zwischen S. 32/33): „Wenn ich alles habe, was zu der Königlichen Würde gehört, auch noch mehr als andere Könige, warum soll ich dann auch nicht trachten, den Namen eines Königs zu erlangen?“ Und es läßt sich nicht bestreiten, daß er im Vordersatze recht hatte, nämlich daß die militärisch-politischen wie im Westen. Ganz insgeheim wurden also dem österreichischen Gesandten in Berlin, Freiherrn von Fridag, Andeutungen gemacht. Sie stießen aber bei ihm auf die äußerste Zurückhaltung. Nun wurde Nikolaus von Danckelmann, Eberhards Bruder, der kurfürstliche Gesandte in Wien, bei Gelegenheit einer Badereise Friedrichs zu diesem nach Karlsbad citiert und erhielt von seinem Fürsten unmittelbare mündliche Weisungen. Aber trotzdem er die Angelegenheit durch das Versprechen jeder Art nützlicher Dienste Brandenburgs fördern durfte, faßte das Gutachten des kaiserlichen Konferenzrates über den nun aktenmäßig gewordenen branden-





Abb. 28. Schaumünze auf die Huldigung Magdeburgs, 1692.

Grundlagen seines Staates besser als bei manchen Königreichen waren. Wenn andererseits dieser Staat territorial in ungewöhnlicher Weise verstreut, die Herrschaftsverhältnisse in den einzelnen Gebieten und ihre Titel verschieden waren, so konnte die Königswürde des gemeinsamen Inhabers nur vereinheitlichend wirken. Ob freilich dieser Gedanke als gleich wichtig in den Vordergrund von Friedrichs Erwägungen getreten ist, mag dahingestellt bleiben.

Trotz der mehr als lauen Stimmung seiner Räte betrieb Friedrich seinen Wunsch. Ihn gegen den Kaiser durchzuführen, war unmöglich; den Kaiser dafür zu gewinnen, schloß nahezu schon die Überwindung der übrigen Schwierigkeiten in sich. Und Brandenburg kämpfte für den Kaiser in Ungarn, burgischen Vorschlag im Juli 1694 die Wiener Stimmungen in eine sehr entschiedene Ablehnung zusammen, und Kaiser Leopold selbst schrieb nach Empfang darunter, diese Sache müsse wegen ihrer üblen Konsequenzen in alle Weg divertiert werden. In der That, dieser allerhöchste Bescheid entfernte sich nicht von der Geltendmachung eines kaiserlichen Pflichtgefühles, auch wenn man durchaus nicht der Meinung ist, daß man zu Wien etwa schon die Ankündigung von neuen Entwickelungen geahnt habe, wie sie schließlich auf den Feldern von Königgrätz zum letzten Austrag gekommen sind. Eben damals, bald nach dieser gründlichen Ablehnung, mußte Friedrich Schwiebus zurückgeben, und es konnte wie ein heimlicher Hohn erscheinen, daß er dafür als Herzog in Preußen anerkannt wurde.

Der Plan schien fast allen gescheitert zu sein. Friedrich betrieb ihn in alle Wege weiter, er ist die bewußte, die zäh verfolgte und dadurch auch erreichte That seines Lebens. Und es geschah genug, Friedrich in ungeduldigem und zürnendem Eifer zu erhalten. Als er 1696 den König Wilhelm im Haag besuchte, wurde er durch den Kammerherrn Lord Portland in Kenntnis gesetzt, daß bei der Begegnung der König auf einem Armstuhle sitzen werde, der Kurfürst auf einem einfachen Sessel. Sehr verstimmt und erregt fand Friedrich die nicht üble Antwort, daß seine Truppen gut gewesen seien, den Fürsten von Oranien auf den Königsthron Wettin, erlebte er, der sich am frühesten dazu berufen gehalten hatte, ein solches äußeres Emporsteigen. Dazu kamen die bitteren Erfahrungen des Ryswicker Kongresses, wo seine Souveränität Gefahr lief, ganz übersehen zu werden und der Gesandte Venedigs, weil diese immer ohnmächtiger werdende Republik einmal das Königreich Cypern besessen hatte, den Vortritt vor demjenigen Friedrichs behauptete. So maintenierte dieser nur seinen estat, worüber zu allen Zeiten doch auch der Große Kurfürst gewacht hatte, wenn er mit neuen Verhandlungen und Anstrengungen versuchte, den Vorsprung der alten Ranggenossen wieder





Abb. 29. Schaumünze der Stadt Minden auf den Kurfürsten Friedrich III., 1695.

setzen zu helfen. Beharrlich bestand er auf einer anderen Anordnung und schließlich ward der Ausweg gefunden, daß sich beide Souveräne bei ihrer Zusammenkunft überhaupt nicht setzten. (Als später Wilhelm dem Kurfürsten in Kleve den Besuch erwiderte, fand er zwei ganz gleiche Armstühle vor.) Ferner wandelte sich 1697 der Kurfürst von Sachsen in einen König um, indem August der Starke als Preis seines Übertrittes zum Katholizismus die Wahlkrone von Polen nach Johann Sobieskis Tode davontrug. Nun konnte Friedrich mit Recht voraussehen, daß auch dieser ehemalige Genosse im Kurrange für Besuche des souverän gewordenen Herzogs in Preußen einen minderen Stuhl bereit halten würde. Rings umher, bei den Häusern Welf, Oranien, einzuholen und den nachgerückten wieder vorzukommen.

Die Räte waren sich wohl noch jetzt nicht klar darüber, wie ernst es ihrem Herrn war. Daß auch die amtliche Berliner Welt den Plan mit allem Nachdruck aufnahm, ward wesentlich mit herbeigeführt erst durch Danckelmanns Sturz, der an sich mit dieser Angelegenheit nur sehr teilweise zusammenhing.

Als Emporkömmling wie als unbequemer Vorgesetzter, der denselben herben Ausspruch von tadelloser Sachlichkeit und Hingebung an den Dienst, wie an sich, auch an die übrigen Beamten stellte, hatte Danckelmann unter diesen, wie im Hofstaat, längst die erbittertsten Gegner. Diese fanden ihre Anlehnung an die Kurfürstin Sophie Charlotte.



Abb. 30. Kurfürst Friedrich III. Stich von Hainzelmann.

Sie fand sich in ihrer Verfügung über pekuniäre Mittel häufig durch den Oberpräsidenten empfindlich eingeschränkt; und so sehr sie selber auf ihren Gemahl in manchen Hinsichten mit einer gewissen Geringschätzung blickte, ertrug ihr Stolz doch den quasi schülerhaften Respekt nicht, womit Friedrich noch immer seinem alten Lehrer gegenüber trat. Sie stand hinter diesem überhaupt in dem leitenden Einfluß auf den Kurfürsten weit zurück und mußte das Gefühl haben, daß Dandelmann, um diesen Vorsprung zu behalten, die seelische Entfremdung der beiden Gatten eher noch erweiterte. Oft genug hat sie später von der Zeit gesprochen, da sie „unter der Tyrannei dieses Menschen" habe leben müssen.

Das alles blieb ungefährlich, bis Dandelmann, als 1697 der Königsplan wieder nachdrücklicher auftauchte, sich auch jetzt spröde erwies. Er hielt die Ausführung für kaum möglich und fürchtete, selbst wenn sie gelänge, eine unverantwortliche Steigerung der Repräsentations-Ausgaben. Mit optimistischem Eigensinn, ähnlich der Art eines von einem ungeduldigen Wunsche erfüllten Knaben, wies Friedrich die Befürchtung seines Mentors ab, glaubte sie mit Versicherungen widerlegen zu können; zum erstenmal fühlte er sich ganz und gar als den Besserwisser gegenüber dem bisher so maßgeblichen Berater, empfand dessen Entbehrlichkeit, ja sein Vorhandensein als Hemmung.

So konnten auch aus anderweitigen Besprechungen kleine Verdrießlichkeiten entstehen und die Einflüsterungen der Gegner Eingang finden. Allmählich gewann es für Friedrich winkenden Reiz, von Dandelmann frei und in der Königssache sein eigener oberster Rat zu werden. Und nun wurden die Anklagepunkte auch sehr wohlfeil. Dandelmann, der geborene oranische Unterthan, war der Träger der Gefolgschaftspolitik gegenüber den Seemächten gewesen, die sich gerade jetzt im Friedensschluß so negativ lohnte und nur Undank, Zurücksetzung erntete — was freilich alles nach seinem Sturze sich genau so wiederholte. Er sollte auch Schuld haben, daß bei der polnischen Königswahl der Brandenburg genehmere Kandidat, Ludwig Wilhelm von Baden, unterlegen war, was doch hauptsächlich daran lag, daß der arme Markgraf des von Frankreich so oft verwüsteten Baden-Badener Ländchens nicht genügend „Handsalbe" aufwenden konnte. Er sollte endlich in der Verwaltung der Finanzen nicht vorwurfsfrei sein. Letztere standen allerdings nicht gut, aber Dandelmann konnte bei seiner späteren Verteidigung darauf hinweisen, daß die ausbedungenen Subsidien weder von den Niederlanden und England, noch von dem Kaiser und von Spanien irgendwie nach Gebühr zu erlangen gewesen und daß dennoch für Kleinodien, Bauten und derlei Dinge nicht Tausende, sondern Tonnen Goldes in Nichtachtung seiner eigenen, ungern vernommenen Erinnerungen verbraucht seien. Es traf zu, daß der allmächtige Oberpräsident sechs Brüder von sich in wichtige Stellungen befördert hatte, so daß man über das Dandelmannsche Siebengestirn spotten konnte (Abb. 34). Da aber alle sechs ähnlich tüchtige und pflichttreue Naturen, wie er selber, waren, so konnte nicht ganz mit Recht gesagt werden, er habe von seiner sonstigen strengen Abneigung gegen alles Protektionswesen hier eine bedenkliche Ausnahme gemacht.

Dandelmann verharrte allen Anzeichen geschäftiger Intrigue und beginnender Ungnade gegenüber zunächst im ruhigen, sicheren Selbstvertrauen eines vorwurfsfreien Gewissens, im Glauben an seine Unangreifbarkeit und Unentbehrlichkeit. So zeigt ihn sein Kupferporträt: bei gewisser Wohlhäbigkeit doch kräftig und straff geprägte Formen, ein überlegenes Blicken der Augen, der ganze Mann fest in sich ruhend. Nun im Herbst 1697 ward er doch seiner allzusehr veränderten Lage inne. Er reichte Entlassungsgesuche ein. Friedrich, ohne Entschluß und offenen Mut, legte sie, vielleicht zu Dandelmanns größerem Unheil, beiseite. Dann aber erschien am 4. Dezember 1697 bei dem Oberpräsidenten einer seiner gefährlichsten Gegner, Feldmarschall Barfus (Abb. 35), und brachte die Anzeige seiner Amtserhebung. Noch wurden ihm Pension und ein Ruheamt, in Kleve, zugewiesen. Aber sehr rasch sollte sichtbar werden, daß man solchen Sturz, zu jener Zeit, nicht unbeschädigt thun könne. Furcht vor dem Besiegten und die Mißhandlungsgelüste boshafter Naturen vereinigten sich zu seiner völligen Vernichtung. Am rücksichtslosesten exponierte sich allerdings die Kurfürstin in ihrem weiblichen Rachedurst. Friedrich hatte eine Abschiedsaudienz abgelehnt; dies geschah noch mit ehrlich ein-



Abb. 31. Kaiser Leopold I. Stich von P. Schenk.

gestandener Feigheit: „aus gar zu großer Sensibilität" und in gnädigen Formen. Einige Tage später wurde Danckelmann in die Verbannung nach Neustadt an der Dosse verwiesen, dort am 20. Dezember verhaftet, in strenger Festungshaft, zuerst in Spandau, dann in Peitz gehalten und der Prozeß gegen ihn eröffnet. Es war das auch den Wohlgesinnten und dem Kurfürsten einleuchtende Gerede, die Verurteilung sei nötig, denn Danckelmann könnte sonst leicht — nach der Art der Zeit — in fremde Dienste gehen, und dafür wisse er viel zu viel. Der Prozeß sollte außerdem der auswärtigen politischen Welt, bei der die Angelegenheit das größte und keineswegs überall für die Sieger günstige Aufsehen machte, den Anschein krimineller Verschuldung des Unterlegenen erwecken. Aber es gab Richter in Brandenburg. 290 Anklagepunkte waren aufgestellt; jene fanden, was bei der Prüfung dieser Punkte übrig bleibe, begründe kein Strafurteil. Indessen, wie Fürsten mit ihren Gnaden und Gunstbezeugungen sich für einzelne dankbar geschickte Empfänger auf die Dauer zu engagieren pflegen und

sie das vorherige Geschenk gern durch neue in Erinnerung bringen, so kann das Umgekehrte eintreten, daß sie das eine Unrecht mit dem anderen gewissermaßen zuzudecken suchen. Trotz jenes Erkenntnisses verfügte Friedrich die weitere, strenge Haft Danckelmanns nebst der Konfiskation seines Vermögens. Erst 1702 erfuhr der Unglückliche Milderung, in Gestalt der Erlaubnis, sich in Peitz und der nächsten Umgebung zu bewegen, 1707 die weitere Gnade, in Kottbus zu wohnen und ein kleines Jahrgeld aus seinem eigenen Vermögen zu beziehen. Aber erst Friedrich Wilhelm I. (als König) hat Danckelmann zu sich citiert und ihm eine gewisse Genugthuung gegeben. 1722 ist der ehemalige Oberpräsident in Berlin gestorben; die Wiederaufnahme des Prozesses oder Kassierung des Urteils hat er nicht herbeiführen sehen.

Machterbe des gestürzten Ministers war übrigens nicht Friedrich als ein selbstregierender Fürst geworden, wie er gedacht hatte, sondern an Danckelmanns Stelle trat dessen ränkevollster Gegner, Kolb von Wartenberg, welcher am Berliner Hofe eine gewissenlose Wirtschaft des Eigennutzes und der Günstlingsbeförderung inaugurierte (Abb. 36). Kolb war Hesse, ein Mann von gewandtem, angenehmem Wesen und Äußeren, der seit 1696 als Oberkammerherr an der Spitze des Hof- und Civilstaates stand und nunmehr durch Ämterkumulation es auf ein Jahreseinkommen von 123000 Thalern brachte. Dabei war er zunächst nicht Mitglied des Geheimen Rates, sondern verstand es trefflich, obwohl er auch die Domänen- und Finanzsachen in seine Nähe gezogen hatte, die Verantwortlichkeit auf andere zu übertragen, welche doch bloß seinen Willen auszuführen hatten. Der Kaiser erhob ihn auf Betreiben des Kurfürsten in den Reichsgrafenstand; den Namen Wartenberg führte er nach einem pfälzischen Schlosse, das er besaß. Seine Gattin, geb. Katharina Rickers, war als Tochter in einem Wirtshause zu Emmerich aufgewachsen, hatte dort das wenig zarte Volk der Rheinschiffer zu bedienen gehabt, das in dieser Strandkneipe verkehrte, dann einen kurfürstlichen Bedienten und nachher den Freiherrn Kolb zur Ehe gewonnen. Oder vielmehr, letztere Verbindung wurde mit Hülfe Danckelmanns in legale Formen gebracht, indessen seltsam genug bleibt es und ein abermaliges Beispiel für die Vereinbarkeit der Extreme, wie zu einer der ersten Damen an dem stilvollen Hofe dieser etikettenängstlichen Zeit eine solche Frau aufsteigen konnte, die sich dabei nicht einmal die geringe Mühe gab, französisch zu lernen, um den oberflächlichen Bildungsansprüchen dieser Kreise Genüge zu thun. Wartenberg hatte sich dem Kurfürsten insbesondere auch durch die bis zur Plumpheit einfache Klugheit empfohlen, lebhaft für den Königsplan einzutreten, hinsichtlich dessen bedenkenlose Gefügigkeit den vornehmeren Naturen unter den Räten als ein Pflichtmangel erschien. — Die Geheimen Räte verharrten übrigens bei diesen Bedenken auch noch 1698. Sie legten in ausführlichen Begründungen dar: der Kaiser und die deutschen Fürsten würden nicht einwilligen, Polen werde entschieden widerstreben, und selbst ein erlangter Königstitel würde sachlich nichts Neues bedeuten, dagegen neue Steigerung der großen Kosten des Hofhaltes verursachen. Auf alles dieses hatte Friedrich in seiner selbstverfaßten Darlegung teils gute, teils ziemlich anfechtbare Gegengründe. Der Hof sei schon jetzt in Ausgaben und allen Einrichtungen königlich, würde also nicht mehr kosten. Ein leerer Titel würde das Königtum keineswegs sein, man könne in Politicis anders auf ihm als auf dem souveränen Herzogtum fußen, werde mit ihm unabhängiger dastehen; sonst würde ja auch kein auswärtiger Widerstand zu erwarten sein! Übrigens seien einzelne Reichsfürsten Friedrich verpflichtet, Holland und England würden gerne zustimmen, der Kaiser brauche Brandenburg für die spanische Erbfrage, der König von Polen persönlich (August II.) würde auch kein Gegner sein. So übergab denn Friedrich im Mai 1698 guten Mutes die Wiederaufnahme positiver Verhandlungen dem neuen Gesandten in Wien und Nachfolger Nikolaus Danckelmanns, Friedrich Christian von Bartholdi. Dieser, der sehr wohl übersah, wie groß der Widerstand in Wien sein werde, aber den Stein nunmehr rollen sah, hielt für einfacher, wenn der Kurfürst sich aus eigener Machtvollkommenheit als preußischer Souverän zum König erkläre und dann über die Anerkennung verhandle. Friedrich hatte gewiß vollkommen recht, wenn er diesen Vorschlag von der Hand wies. In der That, wieviel Unerquickliches hat z. B.

Karl der Große durch lange Jahre hindurch von Byzanz her erlebt, nachdem ihn der voreilige Papst mitten in unfertigen Absichten und Vorbereitungen zum Kaiser gekrönt hatte! Sobald sich Friedrich auf gut Glück König nannte, war er in unglücklicher passiver Lage gegenüber einer erdrückenden, übelwollenden Mehrheit und konnte seine besten Trümpfe kaum noch ausnützen.

Er kam auf jede Weise auf den alten Ausgangspunkt zurück, vor allen Dingen des Reichsoberhauptes sicher sein zu müssen, so wenig er oder irgend jemand an eine andere Basis als die des nicht zum Reiche gehörigen Herzogtums Preußen dachte. Denn eine Art königliches Kurfürstentum wäre stets unter Reichsrecht geblieben, nie souverän gewesen. In diesem Stadium befand sich die Angelegenheit: nach außen kaum irgend welche Aussicht aufweisend, am Berliner Hofe selbst außer von dem Kurfürsten nur von einem eifriger befördert, von den übrigen Räten mit eingestandener Unlust oder lediglicher Gehorsamung betrieben — als sich ihrer unerwartet eine eigenartige Instanz bemächtigte, nämlich die verhüllte Organisation der katholischen Propaganda.

Letztere konnte allerdings zu dieser Zeit sehr hoffnungsfreudig gestimmt sein. In Österreich und Frankreich trugen eifrige und gewaltthätige Katholiken die Krone, desgleichen blühte in der Kurpfalz die katholische Reaktion; das der alten Kirche zurückgewonnene Haus Stuart hatte seine Hoffnungen noch nicht begraben, der Kurfürst von Sachsen (Abb. 33), das Haupt des Corpus Evangelicorum, war soeben um einer Königskrone willen katholisch geworden, in den Häusern Hessen, Braunschweig, Mecklenburg gab es regierende und prinzliche Konvertiten. Die Gewinnung weiterer war „il gran negotio“ der Zeit und schien aussichtsvoll genug. Daß Rom um die Bemühungen, die nun auch bei Brandenburg einsetzten, wußte und daß man der sonst so vorsichtigen Kurie vorschnelle Erwartungen erweckte, sie zu übereilten Schritten hinriß, trat im Verlauf dieser Bemühungen aufs deutlichste hervor.

Zunächst setzte der P. Karl Moritz Vota die Hebel an, der Beichtvater des verstorbenen Johann Sobieski, ein bewährter privater oder vielmehr geistlicher Diplomat in allen einschlägigen Angelegenheiten des europäischen Nordens und feingebildeter, welt- und hofkundiger Jesuit, der insonderheit vortrefflich den alten Kunstgriff verstand, auf die Frauen und durch sie zu wirken. Für die Kurfürstin Sophie Charlotte wie für ihre Mutter in Hannover war die



Abb. 32. Joseph I. Stich von C. Ch. Heiß



Abb. 33. Friedrich August, Kurfürst von Sachsen, König von Polen. Stich von C. Ch. Heiß nach David Hoyer.

Unterhaltung wie der Briefwechsel mit dem Père Bota bald eine eifrig gesuchte Anregung und geradezu ein Bedürfnis. Sophie Charlottens Protestantismus besaß die Verinnerlichung eines geradlinigen, schlichtfrommen evangelischen Glaubens nicht. Die geistvolle und gebildete Frau liebte es, mit allen theosophischen und theologischen Thematen zu spielen, die sich mit gelehrten und geistlichen Herren erörtern ließen. Aber sie kam auf diese Weise wohl auch dazu, sobald sie zeitweilig dem Einfluß dialektisch überlegener positiver Darlegungen nachgab, dem heimlichen Reiz, den das katholische Wesen und das Personal der römischen Kirche auf hochgeborene und andere Protestantinnen nun einmal so leicht ausüben, mehr oder minder unvorsichtigen Ausdruck zu leihen. Dieselbe Frau, welche für Leibnizens über den Dogmen schwebende „Harmonie"lehren und Unionsphantasien und wiederum für den nach Berlin verpflanzten evangelischen Pietismus Speners lebhaftes Interesse zu entwickeln vermochte, konnte bei der nächsten Gelegenheit in dem Pater Bota die Meinung keimen und ihn die Hoffnung aussprechen lassen, daß sie danach verlange, durch ihn der alleinseligmachenden Kirche zugeführt zu werden. Bota, der mit Leibniz in Briefwechsel über dessen mathematische und chinesische Studien stand und den der Geheime Rat von Fuchs ein wahres Nachschlagebuch der alten und neuen Geschichte nennt, gewann mit seinem römischen Gewande und seinem, von ihr schwerlich zu kontrollierenden Allerweltswissen fast das meiste Interesse von allen über sie. Sie ging so weit, bei seinen Berliner und Lützenburger (Charlottenburger) Besuchen zwischen ihm und den kurfürstlichen Hofpredigern Disputationen zu veranstalten, welche die anwesende hohe Frau oft bis nach Mitternacht in Spannung erhielten. Dagegen haben wir es als ausgeschlossen zu betrachten, daß Friedrich sich ähnlichen Pendelschwingungen seiner konfessionellen Stimmung und Experimenten mit seiner Überzeugung zugänglich erwiesen habe. Bei seinem ganzen Verhältnis zu Sophie Charlotte und deren Mutter ist anzunehmen, daß ihm das Vergnügen, welches die auf ihren Gemahl in geistiger Beziehung geringschätzig herabblickende Kurfürstin an den Besuchen Botas und den Disputationen mit ihm hatte, eher einen mißvergnügten Widerwillen erregt hat. Sein persönliches Verhalten hat den Optimismus der bekehrungslustigen Patres niemals genährt. Seine Politik ferner hat zeitlebens das evangelische Interesse mit Eifer wahrgenommen.

Höchstenfalls hat er zeitweilig die Bemühungen der katholischen Mittelsmänner gewähren lassen, um abzuwarten, wie weit sie seinem großen Plane etwa praktischen Nutzen bringen konnten.

Schon seit der Zeit des Großen Kurfürsten waren Projekte und Gedanken einer allgemeinen kirchlichen Union nichts Neues und beschäftigten eine Anzahl auf eigene Faust oder mit gewisser Autorisation handelnder geistlicher Herren. Friedrich Wilhelm selbst hatte bei seinen weitgreifenden Plänen einer gemeinsam-deutschen Reichsflotte und Reichshandelskompanie am Anfang der sechziger Jahre die Mitwirkung und Vermittelung des Franziskaners Roxas de Spinola dankbar angenommen und benutzt. Seitdem hatte die „Reunion" wieder entschiedener, als bei dem ehrlich-schwärmerischen Roxas, den bloßen Charakter einer verschleierten Rekatholisierung angenommen. Dies Gepräge trug sie auch bei Vota. Was dieser nun von politischen Gedankengängen in Berlin betrieb, war: das preußische Königstum auf die päpstliche Autorität und Erhebungsgewalt zu begründen, unter der Gegenleistung der Wiedervereinigung der Kirchen unter Friedrichs Scepter und unter ihrem wahren Hirten zu Rom, wobei im übrigen für die dogmatische Regelung von den gemeinsamen vier ersten Jahrhunderten der Kirche ausgegangen werden sollte. Von äußeren Wiederherstellungen, d. h. Rückgängigmachung der Säkularisationen des sechzehnten Jahrhunderts und des Westfälischen Friedens, war klugerweise nicht die Rede. Vota selbst bekam seit 1698 ein brandenburgisches Jahrgeld von 300 Thalern „für die Zwecke wohlthätiger Stiftungen" und war insofern noch persönlich interessiert, als er durch brandenburgisches Betreiben auf den Kardinalshut hoffte. Noch im Oktober 1700 vertrat Vota seine obigen Vorschläge durch eine ausführliche Denkschrift. Daß ihm die Sache aus den Händen geraten war und seine Einfädelungen ohne jeden praktischen Erfolg blieben, glaubte er dem ungeschickten Dazwischentreten des Bischofs Zaluski (Abb. 37) zuschreiben zu müssen, welcher rasch ernten wolle, was jener mühsam gesät. Thatsächlich kam Friedrich seit 1700 ohne Vota an anderer Stelle, in Wien, mit seinen Plänen voran und konnte jede Rücksicht auf die Bemühungen der beiden jesuitischen Diplomaten fallen lassen. Vota blieb übrigens auch später der Kurfürstin ein stets mit Freude aufgenommener und oft herbeigewünschter Gast.

Die Jesuiten waren, auch als Friedrich Wilhelm die polnische Oberhoheit löste, im Herzogtum Preußen zugelassen geblieben, wo sich die Zahl der von ihnen gewonnenen Konvertiten (nach Angabe der hier des öfteren berücksichtigten Abhandlung von Paul Stettiner, Zur Geschichte des preußischen Königstitels und der Königsberger Krönung, 1900) in den neunziger Jahren jährlich auf zwei bis drei Dutzend belief. Sie waren gegenüber Friedrich, seit er 1690 zur Huldigungsfeier erschien, stets von größter





Abb. 34. Schaumünze auf das Danckelmannsche „Siebengestirn".



Abb. 35. General-Feldmarschall Joh. Albrecht von Barfus. Anonymer Stich.

Aufmerksamkeit geblieben, und ihre Gedanken umspannen seine Person mit propagandistischen Hoffnungen verschiedener Art. Der Graf Andreas Zaluski hatte neuerdings das Bistum Plozk mit dem rangniederen von Ermland vertauscht, nicht zuletzt, um diesen Bestrebungen näher zu sein. Von da aus durchbrach er mit großer Eilfertigkeit die von Vota gezogenen Fäden und suchte sich in medias res zu versetzen. Im Frühjahr 1700 reiste er zum Jubiläum nach Rom und kehrte Ende Mai mit einem an ihn selbst gerichteten, aber für Friedrichs Adresse bestimmten päpstlichen Breve zurück, worin es hieß: Innocenz XII. werde Gott in unablässigem Gebet bitten, „daß er uns einst einen Weg weisen möge, auf dem wir unser Wohlwollen für jenen großen Fürsten deutlicher bezeigen können. Du weißt durch ausführliche, persönliche Gespräche, daß dieses für uns ein sehr erfreulicher Erfolg wäre.“ Das war deutlich genug. Nun glaubte Zaluski alles in der Hand zu haben. Er sah sich schon als den Bischof, welcher den neuen König von Gottes und apostolischen Stuhles Gnaden krönte, sah zum Lohne die besonderen Diözesaninteressen, die er in Preußen verfolgte, sich erfüllen und war zuversichtlich genug, nicht bloß jenes Breve, sondern sogar das verfängliche Konzept eines kurfürstlichen Antwortschreibens an ihn, Zaluski, nach Berlin zu übermitteln. Aber das wirkliche Antwortschreiben, welches Zaluski nach dem Entwurf des klugen Ilgen erhielt, berührte Rom und dessen Mitwirkung mit keiner Silbe. Wenn je eine diplomatische Zuziehung Roms mit in Berechnung gezogen war, so mußte sie für die thatsächliche Stellungnahme der Berliner Staatsmänner und ihres kurfürstlichen Herrn in dem Momente ausscheiden, wo sie mit erkennbarer Absicht aufgedrängt wurde. Vota und Zaluski blieben nichtsdestoweniger in Verbindung mit Berlin und an dem Werke der Königswürde auf eigene Hand thätig, da dieses für sie auch noch andere Interessen bot, als daß die Königskreierung durch den apostolischen Stuhl geschah. Ersterer hat besonders daran ein Verdienst, daß eine wirkliche Gegenaktion von polnischer Seite hintenangehalten wurde. Rücksicht auf die Empfindlichkeit der polnischen Magnaten und auf die Erleichterung künftigen Einvernehmens mit Polen war es auch, wenn man in Berlin schließlich den Titel



Abb. 36. Joh. Kasim. Kolb, Reichsgraf von Wartenberg. Stich von J. G. Wolfgang.

„König in Preußen" ins Auge faßte. Das überaus fein wägende Gefühl jener Zeit für Titel- und verwandte Fragen trug damit der ehemaligen polnischen Oberhoheit über Preußen eher Rechnung, als durch eine Bezeichnung König von Preußen. (Letztere Änderung ist erst unter Friedrich Wilhelm II. vollzogen worden.)

Ein Zufall gab, daß noch ein weiterer Jesuit mit der Angelegenheit sich befassen konnte, und zwar der Friedrich aus Kurprinzentagen her bekannte kurländische Freiherr von Lüdinghausen, gen. Wolff, welcher sich jetzt wieder in Wien, in großem persönlichem Ansehen bei Kaiser Leopold, befand. Friedrich verwechselte nämlich bei Auflösung einer Depesche die Chiffern Wolffs und des Gesandten Bartholdi (161 und 160) und sandte daher an P. Wolff auf die Königswürde bezügliches Material, welches in Wirklichkeit für Bartholdi erbeten worden war. Wolff ist von den drei hier genannten geistlichen Herren wohl der feinste. Man traf diesen eifrigen Propagandisten, wie ein offenbar mehr ans Weltliche denkender Zeitgenosse ihn schildert, „ebenso leichtlich auf dem Postwagen und an denen deutschen Höfen in einem Cavalierkleide an, als im Collegio auf die Jesuitenmode gekleidet. Jedoch dieses geschah nicht aus Wollust oder aus anderen unrichtigen Absichten, sondern aus Begierde zur Ausbreitung seiner Religion, und aus dieser Absicht konnte er sich auch dermaßen in alle Sättel schicken, daß er keine ehrliche Gesellschaft verderbete"... Aber: „wenn er die sogenannten Ketzer allesamt in einen Sack hätte stecken können, so würde er sie nicht eher herausgelassen haben, bis sie um Quartier gebeten und den Rosenkranz angenommen hätten." Er war, wie ihn Erdmannsdoerffers berühmte „Deutsche Geschichte 1648—1740" kennzeichnet, in der Königsangelegenheit derjenige, welcher in sie die römischen Interessen mit der meisten Aussicht hineinmengte, weil er auf erreichbare, unverbriefte und thatsächliche Erfolge abzielte. Der kaiserliche Vorteil brauchte in jeder Hinsicht, und zwar dauernd, eine Freundschaft zwischen Wien und Berlin. Wolff hoffte diese so eng zu knüpfen, daß sich auch eine Eheverbindung zwischen dem (1688 geborenen) Berliner Kurprinzen Friedrich Wilhelm und einer Erzherzogin für später anbahnen ließ; sein letztes Ziel war, wie Bartholdi doch bemerken konnte, „de convertir le mari par la femme". Den zeitüblichen Bekehrungsoptimismus seines Ordens hat er also doch auch geteilt; jedenfalls aber hat P. Wolff sein gutes Teil dazu beigetragen, Kaiser Leopolds Bedenken durch persönliche Einwirkung herabzumindern.



Abb. 37. Andreas Graf Załuski, Bischof von Ermland und Samland. Stich von Bernigeroth.

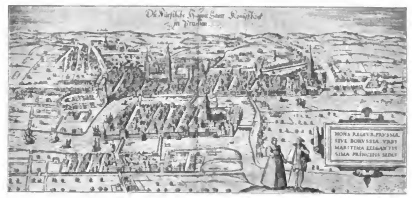


Abb. 38. Situationsplan des älteren Königsberg.

Diese Bedenken setzten sich zusammen aus kaiserlicher Abneigung gegen einen erblichen König innerhalb des Reiches, aus politischen Sorgen wegen der üblen Konsequenzen, kirchlichem Widerstande gegen ein neues protestantisches Königtum, Rücksichten auf den Deutschorden, der sich noch immer als den legitimen preußischen Landesherrn betrachtete, und schließlich auch auf Polen. Und Leopold konnte sich ihnen vorläufig überlassen, er hatte Zeit, solange die spanische Erbfolgefrage nicht dringlich wurde.

Aber sie wurde es im Jahre 1700, und zwar wider Verhoffen, während Karl II. von Spanien noch am Leben war. Die Angelegenheit der spanischen Erbschaft in Europa, Süd- und Mittelamerika und Ostasien ist die erste große europäische Frage, bei welcher eine zielbewußte Politik die künftige Gestaltung von Handel und Schiffahrt mehr als die territorialen Verschiebungen in ihre Veranschlagungen eingestellt hat. Dies that König Wilhelm für England und die in dessen Fahrwasser gezogenen Niederlande. Diese Politik wollte in erster Linie einen übergewaltigen Erfolg Frankreichs ausschließen, dachte aber auch an nichts weniger, als sich für das ungeminderte Erbe der katholisch-reaktionären österreichischen Habsburger Linie einzusetzen; vor allen Dingen jedoch wollte sie eigene merkantile und maritime Beute davontragen. So kam





Abb. 39. Denkmünze Leopolds I. und Josephs I. auf das Säkularjahr 1700.

im März 1700 der Vertrag Englands und der Niederlande mit Frankreich über die Verteilung der spanischen Erbschaft zustande. Österreich, mit seinem am besten legitimierten Rechte, sah sich als Nebenmacht behandelt, zum bloßen Empfänger der Verfügungen anderer gemacht, lediglich zum Beitritt binnen drei Monaten aufgefordert. In dieser bisher für unmöglich erachteten Lage des Kaisers wuchs die aktive Freundschaft des brandenburg-preußischen Staates mit seinem ruhmreichen Heere rapid an Wert, und alle vorhin aufgezählten Bedenken mußten hinter den Zumutungen zurücktreten, die die Westmächte an Österreich stellten. So sprach denn nunmehr die Wiener Staatskonferenz vom 27. Juli 1700 im Beisein König Josefs sich nicht mehr gegen die durch Bartholdi vorgebrachte Absicht des Kurfürsten von Brandenburg aus. Tags darauf konnte Wolff an Friedrich schreiben: „Durchlauchtigster Kurfürst und bald, bald Großmächtigster König!" Und am 6. August ritten die Kuriere mit zwei hochwichtigen Schreiben aus den Thoren Wiens: in dem einen lehnte die Wiener Regierung den Beitritt zu dem Vertrage der Westmächte ab, das andere kündete dem Kurfürsten von Brandenburg die Zustimmung des Kaisers zur Annahme des königlichen Titels an.



Abb. 40. Das Schloß zu Königsberg mit der Schloßkirche.

Freilich mußte über die Bedingungen und alles Nähere noch verhandelt werden, was ebenfalls in Wien geschah, und noch einmal versuchte es die kaiserliche Bureaukratie, ihre ganze, teils anererbte, teils absichtliche Verschleppungskunst zu üben. Aber immer schlechter wurden die Nachrichten über Karls II. Befinden, während der kaltblütige Bartholdi sich so hielt, daß er den sterbenden König als seinen besten Bundesgenossen nicht verlor. Am 16. November 1700 wurde der Vertrag zu Ende gebracht.

Der Kaiser erkannte es an und stimmte zu, falls der Kurfürst „über kurz oder lang, zu welcher Zeit es ihm gefallen wird, wegen seines Herzogtums Preußen sich vor einen König proklamieren und krönen lassen wird". Das war für Friedrich von Anfang der Standpunkt gegenüber dem Kaiser gewesen, daß dieser ihn nicht zu erheben, sondern

lediglich anzuerkennen habe und das preußische Königtum ein solches aus eigenem Recht und von Gottes Gnaden sein müsse. Man hatte in Wien noch einen Satz in das Protokoll zu bringen gesucht, daß Friedrich „nicht befugt gewesen“ sei, ohne Billigung des Kaisers König zu werden, aber Friedrich, neben welchem besonders von Fuchs alle derartigen Punkte peinlich im Auge hatte, beharrte auf der Umänderung dieser Worte in „nicht gemeint gewesen“ und setzte sie durch. Außerdem versprach der Kaiser seine Hilfe für die oranischen Erbwartungen Brandenburgs. Friedrich erneuerte das Bündnis von 1686, versprach dem Kaiser für den bevorstehenden Kampf zur Verwendung im Reiche (wozu die spanischen Niederlande als burgundischer Kreis und das Herzogtum Mailand gehörten) und in Italien 8000 Mann, bei eigener Unterhaltung, aber jährlicher Beihilfe des Kaisers in Höhe von 150 000 Gulden, wogegen er auf ältere rückständige Subsidien verzichtete. Ferner sicherte er Oesterreich die brandenburgische Kurstimme für die Zukunft „immer“ zu und versprach auch, an seinen katholischen Unterthanen keine Vergeltung wegen der evangelischen Beschwerden in der Kurpfalz zu üben; sonstige katholische Wünsche, wie die Errichtung römischen Gottesdienstes in Berlin mit drei oder vier Geistlichen, waren abgewiesen worden. — Man sieht, Friedrich brachte keine allzu großen Opfer, und keineswegs war die ganze Kraft seines Staates, wie man sich den Anschein gegeben hat, zu meinen, um eines Titels willen an den Nutzen des Kaisers gebunden.

Aber für Friedrichs Geduld und Gemütszustand war es gut, daß im November endlich abgeschlossen wurde. Im Oktober schon erzählte sich die Diplomatie, daß der Kurfürst von Brandenburg schlaflose Nächte verbringe und vor Kummer sterben werde, wenn ihm noch etwas dazwischen käme. Königsmantel, Szepter, Krone waren seit Monaten fertig, alle Ceremonien unter wesentlicher persönlicher Mitarbeit Friedrichs geordnet. Am 16. November war der Vertrag in Wien fertig geworden und konnte nach Berlin gemeldet werden; durch Schreiben vom 4. Dezember kündigte Friedrich den preußischen Ständen seinen Entschluß an, innerhalb wenig Tagen nach Königsberg aufzubrechen.

Die Krönungsfestlichkeiten.

Die Zustimmung des Kaisers genügte Friedrich vor der Hand; die Herbeiführung der Anerkennung seitens der übrigen Höfe wurde durch die vollzogene Krönung überholt, und es wäre allerdings auch wenig politisch gewesen, auf die nacheinander eingehenden Bescheide warten, sich von ihnen abhängig machen zu wollen. Trotz der herrschenden bitteren Kälte brach der Hof, nachdem die nötigen Zurüstungen getroffen waren, ohne weiteren Aufschub und ohne Rücksicht auf das Weihnachtsfest zu nehmen, am 17. Dezember nach Königsberg auf. Weil es sonst für Herberge und Verpflegung zu viel Personen auf einmal gewesen wären, wurden vier Abteilungen gebildet. In der ersten fuhren mit zweihundert Personen Gefolge der Kurfürst und die Kurfürstin. Die Karosse der Kurfürstin kutschierte eigenhändig ihr Schwager, der schöne, lebensfreudige Markgraf Albrecht Friedrich; in Seidenstrümpfen, Perücke und gesticktem Schoßrock saß er im Schneegestöber auf dem Bock und war durch kein Zureden zu bewegen, seine galante Nichtachtung der Kälte aufzugeben. In der zweiten Gruppe fuhr der Kurprinz mit seinem Gouverneur und Hofmarschall, dem Grafen Alexander zu Dohna, dessen Bruder Christof uns die sehr wertvollen Denkwürdigkeiten vom Hofe Friedrichs hinterlassen hat; die dritte bildeten die Hofstaaten, die vierte drei Kompanien Gardes du corps und hundert Schweizer. Es war der Wege wegen — ein Mandat, sie in guten Stand zu setzen, kam erst im Dezember selbst heraus, also zu spät — und da unterwegs schlecht Pferde aufzutreiben waren, eine böse Fahrt; übrigens ward nur vormittags gereist, nachher getafelt und getanzt, so hatte die lange Fahrt doch ihren winterlichen Reiz. Graf Christof zu Dohna war vorausgeeilt, um nach den Vorbereitungen zu sehen; er berichtete seinem Herrn u. a.: „Eure Kurfürstliche Gnaden sind bedroht von einer Sündflut von Anreden!“ Von diesen fiel freilich die am 29. Dezember bei Ankunft des Kurfürsten zu Königsberg im Namen der Stände gehaltene sehr trübselig aus. Der Redner, in welchem man den Landratsdirektor Fr. W. von Kanitz vermutet, stotterte mit leiser Stimme seine Wünsche in einer ausgesucht langatmigen, ebenso



Abb. 41. Titelblatt des Werkes „Preußische Krönungsgeschichte“.
Stich von J. G. Wolffgang nach Wenzel.

trivialen wie bombastisch-verwickelten Periode her, wobei, was das Schlimmste war, von der Königswürde kein Wörtchen gesagt ward. Mochte das aus Ungeschick oder, wie wir uns auch denken könnten, aus der diskreten Absicht, nicht voreilig zu sein, entspringen, jedenfalls war Friedrich von diesem ersten Empfange seitens der Stände tief verstimmt, terriblement choqué, wie Dohna berichtet. Über viel weiteren Reden und Gratulationen dieser Tage ward das dann allerdings vergessen.

Der Plan der Feierlichkeiten war in der Hauptsache in Berlin gemacht worden, lästige Ehrenamt zu sehr ermüden. Ihr Mann sollte sie zum Verzicht bringen, aber er fürchtete sie „wie das höllische Feuer" und schickte Dohna ins Gefecht. Doch auch dessen vornehme Manier hatte noch schweren Stand. Sie setzte die Fäuste in die stattliche Taille und ließ ein Gewitter von kräftigen Schimpfworten los, endlich aber löste sich ihre Erregung in die Thränen eines ohnmächtigen Ärgers, und sie gab es auf.

Am 7. Januar begannen — ich folge, teilweise hinzufügend, sonst natürlich kürzend, der von Stettiner mitgeteilten vortrefflichen und „Umbständlichen Beschreibung" eines



Abb. 42. Umritt und Verkündigung des Preußischen Königtums am 15. Januar 1701.

nur Einzelheiten blieben an Ort und Stelle noch zu ordnen. In der Hauptsache hatte, wie schon kurz erwähnt, alles der König selbst festgesetzt, da sich, ausgenommen August von Polen und Sachsen, niemand so wie er auf Ceremonial und stilgerechten Pomp im Zeitgeschmack verstand. Mit ihm hatten die Arbeit Ilgen und der Oberceremonienmeister von Besser (Abb. 66) geteilt. Eine Kleinigkeit waren diese Anordnungen nicht, wenn man sich bloß aller Rangeifersüchteleien erinnert, auf die Bedacht zu nehmen war. Die Gemahlin Kolbs von Wartenberg wollte beispielsweise durchaus die Schleppe der Königin tragen, und vergeblich redete man der Dame zu, sie werde sich durch dieses jedenfalls irgendwie amtlich beteiligten Augenzeugen, mit welcher andere Schilderungen parallel gehen — die Arbeiten in der Königsberger Schloßkirche (Abb. 40). Es wurden amphitheatralische Bänke gebaut, die Pfeiler und der Altarraum mit Goldbrokat und purpurnem Sammet bekleidet, der Boden vor dem Altar mit rotem Sammet belegt, über dem Altar ein Baldachin errichtet und neben ihm zwei erhöhte Throne aus vergoldetem Schnitzwerk erbaut. Auch die Kanzel war mit rotem, goldbefranstem Sammet, der ganze übrige Kirchenraum nebst den Bänken mit rotem Tuch bekleidet.

Am 15. Januar um sieben Uhr in aller winterlichen Frühe dieser immer noch streng-



Abb. 43. Stiftung des Ordens vom schwarzen Adler. Stich von J. G. Wolfgang.

kalten Tage versammelten sich vor dem Schlosse auf dem Schloßplatz der brandenburgische Oberhofmarschall Graf von Lottum, der preußische Obermarschall Graf Wallenrodt, die sonstigen oberen Hofchargen nebst vielen vornehmen Kavalieren und Hofjunkern in goldgestickten Kleidern auf schönen Pferden, dazu vier Herolde mit Sceptern in der Hand, „in alt Römischer Tracht", ganz goldbedeckten Kleidern mit auf der Brust und dem Rücken aufgestickten Adlern, ferner Trompeter, Heerpauker und Dragoner, alle aufs prächtigste ausstaffiert. (Abb. 42.) Sie ritten vom Schloß auf den Steindamm, dann nacheinander auf den altstädtischen, kneiphöfischen und löbenichschen Markt vor die Rathäuser, wo die Magistrate aufgestellt waren, und an allen fünf Orten verkündete ein Herold: „Demnach es durch die allweise Vorsehung Gottes dahin gediehen, daß dieses bisher gewesene Hertzogthum zu einem Königreich aufgerichtet und desselben Souverain, der Allerdurchlauchtigste Großmächtigste Fürst und Herr Friederich, König in Preußen geworden: So wird solches hiemit Männiglichen kund gethan, publiciert und ausgerufen: ‚Lang lebe Friedrich, König in Preußen!'", die Trompeten und Pauken erschallten, das Volk schrie Vivat, und die Stücke auf den Wällen donnerten. All diese Tage war so viel Schießen von den Wällen und vom Schloß, so viel Trommeln und Pfeifen, dazu Musik in den Privathäusern, daß harmlose polnische Reisende, welche noch von nichts wußten und sich Königsberg näherten, vermeinen mußten, die ganze Stadt sei unsinnig geworden. Übrigens wurde strenge Thorwacht gehalten und die Meldung durch die Herbergzettel aufs peinlichste geprüft. Die Stadt war voller Gäste, und fortwährend langten die adligen Kutschen aus allen Teilen des Herzogtums von den Gütern an.

Am 16. Januar war sonntäglicher Gottesdienst. Am 17. geschah die Stiftung des hohen Ordens vom schwarzen Adler, zum ewigen Gedächtnis des Aufstiegs Preußens zum souveränen Königtum. (Abb. 43 u. 44.) Durch die Statuten dieses neuen Hoforgens mit der Devise: Suum cuique zog sich die Weihestimmung des Dankes und der Gelübde, welche den neuen König beseelte. Die Mitgliederzahl war auf dreißig beschränkt; alle die, welche Kabalen anwenden würden, den Orden zu erlangen, wurden durch die Satzungen streng ausgeschlossen. Unter den am 17. Januar ernannten achtundzwanzig Mitgliedern befanden sich außer den Prinzen als geborenen Mitgliedern: Graf Kolb von Wartenberg als Ordenskanzler, der Herzog von Kurland (Friedrichs Schwager, der Gemahl seiner Schwester Elisabeth Sophie), der Herzog Friedrich Ludwig von Holstein, der Generalfeldmarschall von Barfus, Graf Lottum und die beiden Dohna, sowie die obersten altpreußischen Beamten. Während der Ceremonien der Ordensgründung saß Friedrich bedeckten Hauptes auf dem Thron. Die nach dem Alter aufgerufenen Mitglieder beugten das Knie vor ihm, er legte ihnen das Ordensband um den Hals und reichte ihnen die Hand zum Kuß. — Schon bei diesen verschiedenen Festlichkeiten vor der Krönung trugen Friedrich und seine Gemahlin königliche Insignien, weil das preußische Königtum von Gottes und niemandes anderen Gnaden war und auch nicht erst durch die Ceremonie der Krönung entstand.

An demselben 17. Januar richtete sich die Stadt für die Feier des folgenden Tages her. Die Häuser und Straßen wurden mit Tannenbäumen geschmückt, woran Apfelsinen und Citronen hingen, die Fenster teilweise durch Transparente ersetzt, Ehrensäulen mit Allegorien und Sinnsprüchen aufgerichtet. Die Neugierde leistete Unglaubliches an Erfinnen und Ertragen, die Dienerschaft hatte die Nacht über alle Gemächer im Schlosse mit Verwandten und Bekannten vollgesteckt. Viele verkrochen sich dort auch sonst in kalten Gängen und Winkeln. Und ehe der Morgen des 18. graute, harrte längst eine dichte, sich drängende und stoßende Menge vor Schloß und Kirche.

Auf zehn Uhr war der kirchliche Aktus festgesetzt. Im Schlosse waren schon seit acht Uhr die Befohlenen versammelt. Um neun Uhr kleidete sich Friedrich an, wobei ihm Kolb von Wartenberg half. Zu dieser Kleidung gehörten ein scharlachfarbenes Kleid mit Brokatbesatz und Diamantknöpfen von einigen Tausend Dukaten Wert, rote Strümpfe, ein reichbesetzter goldener Degen, ein langer purpurfarbener Mantel mit aufgestickten goldenen Adlern, inwendig von Hermelin, den eine Spange mit drei großen Diamanten vorn zusammenhielt. So trat



Abb. 44. König Friedrich I. im Ornat des schwarzen Adler-Ordens.
Stich von J. G. Wolffgang.

der König zu den Versammelten in den Audienzsaal und setzte sich auf den dort für ihn aufgerichteten Thron. Auf silbernen Tischen lagen die Insignien: Krone, Scepter, Reichsapfel, Schwert, Siegel und Banner. Diese reichten dem König nacheinander die höchsten Beamten zu; er setzte die Krone (Abb. 46) mit eigenen Händen auf sein Haupt und ergriff das Scepter in die rechte, den Reichsapfel in die linke Hand (Abb. 48). Dann huldigten zunächst der Kronprinz und die Brüder dem König. Unterdessen war auch Sophie Charlotte angekleidet worden und Friedrich begab sich zu ihr. Sie erwartete ihn am Eingang ihrer Gemächer, neigte sich vor ihm und er setzte die Krone der Königin auf ihr Haupt, welches vor diesem Moment nur ihre schweren, natürlichen, schwarzen Haarflechten schmückten. Darauf saßen König und Königin auf den beiden Thronen im Audienzsaal und nahmen die allgemeine Huldigung entgegen.


Abb. 45. Ordre de la Générosité. Von Friedrich als Prinzen gestiftet. Im Hohenzollern-Museum.

Nunmehr ging es zur Kirche, wohin vom Schlosse ein mit feinem roten Tuch bekleideter Verbindungsgang erbaut war. Vor den Majestäten schritten im Zuge: Herolde, Pagen, Lakaien, Marschall und Oberschenk, Kriegs- und Hofkanzlei, Hofhalsgericht, Konsistorium, Universität, Hofgericht, Tribunal, städtische Deputierte, Ritterschaft und Grundherren, Hofleute und Minister, beide Obermarschälle, der Kanzler, der Landhofmeister, der Oberburggraf, diese drei mit Siegel, Reichsapfel und Schwert, Herolde, Trompeter und Pauker an zwei Stellen zwischen diese Gruppen geordnet, endlich der Kronprinz mit seinem Oberhofmeister. Nunmehr folgte der König unter einem von zwölf jungen Grafen und Freiherren getragenen Baldachin. Er trug Krone und Scepter, seine Schleppe hielt Graf Kolb von Wartenberg; die Schweizergarde umgab diese Gruppe, welcher sich noch Christof Dohna mit dem Reichsbanner anfügte. (Einschaltblatt zw. S. 48/49.) Der Herzog von Holstein leitete zu dem Zuge der ebenfalls von Schweizern umgebenen Königin hinüber; auch sie trug die Krone, viele große Diamanten und brokatenes Gewand. Ihre Schleppe hielt die Herzogin von Holstein unter Assistenz zweier Gräfinnen, wovon die eine die Wartenberg war; auf diese Weise war letzterer die Pille doch noch gemildert worden. Den Schluß des Ganzen bildeten die Hofdamen, sowie die „Damen vom Lande und den Städten“ (Abb. 47).

In der Kirche wartete die zu vier und vier Personen paritätisch zugezogene Geistlichkeit. Da Salbung und Krönung der Könige das historische Amt von Bischöfen war — auch die englische Kirche und die der skandinavischen Königreiche kennen ja Bischöfe — waren die zwei Oberhofprediger zu solchen ernannt worden. Ursinus (Abb. 50) als reformierter und D. von Sanden als lutherischer; beide geleiteten die Majestäten von der Thür zu den Thronen im Altarraum. Nach genommener programmmäßiger Aufstellung aller folgten Choräle und Psalmen, wobei die Orgel mit den Hautbois und Violinen der preußischen und brandenburgischen Hofmusici zusammenwirkte, sowie Gebete und eine kurze Predigt Sandens. Dann trat der König unter dem Schall der Trompeten und Pauken zum Altar, „nahm die Krohn ab und legte selbige nebenst dem Scepter auff einem Küssen neben sich, kniete auf mit Gold gestickten Polster, der Oberkammerherr von Wartenberg gab ein Gefäß von Jaspis gemacht mit Oel dem Oberhoffprediger Ursino, welcher selbiges auf einem goldenen Teller empfing und es dem H. D. Sanden hingab. Hr. Graff von Wartenberg zog dem Könige die Peruque vor der Stirn ein wenig in die Höhe, darauff goß der reformirter Prediger Ursinus etwas von dem Öl auff die 2 Vorderfinger, salbete den König auf die Stirn und Puls an beide Hände, dan hielten die Trompeten still. Der Herr Ursinus sprach ohngefehr



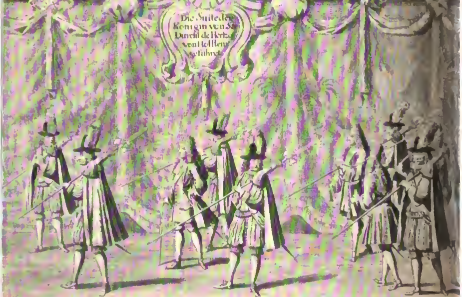
Abb. 46. Die preußische Königskrone. Stich von P. Schenk.

die Wort: Eure Königliche Majestät nehmen diese Salbung als ein Göttliches Wahrzeichen, daß der höchste Gott Sie zum Könige gemacht und eingesetzt ꝛc. Hiebey wünschte Er, Gott wolle Ihre Majestät mit dem Heiligen Geist salben, daß Sie als ein Gesalbter des Herrn Ihr Volck und Königreich bey guter Gesundheit viel Jahre beherrschen und regieren ꝛc. . . Dan wurde musiciret Amen und 3mal Glück zu dem Könige, Gott verleihe ihm langes Leben. Darauff fingen die Paucken und Trompeten an. Inzwischen wischete der Herr Graff von Wartenberg mit einem Tüchlein das Öl von des Königs Stirn und Händen und nahm wieder das Salbgefäß zu sich. (Abb. 49 u. 51.) Der König ging auff

seinen Thron sitzen, worauf die Königin unter Paucken und Trompetenschall auch zum Altar kam und nieder kniete, welche auff eben die Weise die Salbung empfing. Die Hertzogin von Hollstein wischete der Königin das Öhl von der Stirn und Händen, der Herr Prediger Ursinus übergab ferner dem Herrn Graff dieß Salbgefäß, die Trompeten erschalleten und die Königin ging wieder auff Ihren Thron. Nachmals gingen die Hr. Prediger zugleich vor dem Könige, neigten sich tief, der Herr Ursinus redete: Glück zu dem Könige Fridericus, dem Könige in Preußen und es sey der Herr, der Gott unseres Königs, auch also, wie der Herr bisher mit Ihm gewesen ist, so sey Er auch ferner mit Ihm, daß sein Königl. Stul immer größer und größer werde, Amen. Dan musicirte wieder das Chor amen und Glück zu dem Könige, Gott verleihe Ihm langes Leben. Die Prediger traten gleichfalls vor der Königin, da dan Hr. Ursinus sprach: Glück zu der Königin Sophien Charlotten, Königin in Preußen, der Herr unser Gott setze Sie seinem Volcke zum Segen, daß sie sehe die Wohlfahrt Ihres Königl. Hauses und Ihrer Kinder Kinder in dem Frieden Israelis, Amen. Das Chor musicirete Amen, Amen, Glück zu der Königin 2c. Nochmahls musicireten sie weyter Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. In währendem traten die Prediger zum Altar und der Hr. Ursinus rief dem Volck: Fürchtet Gott, ehret euren König und auch eure Königin; Ihre Hülffe komme vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat, der Herr wolle Ihren Fuß nicht gleiten lassen, und ferner, wie folget, aus dem 121 Ps. Hierauff wurde musicirET Herr hebe an zu segnen das Haus Deines Knechtes Friedrichs Königs in Preußen, daß Er für Dir sey, ewigl. und weiter wurde gesungen: Sey Lob und Ehr mit hohem Preis. Endlich that Hr. D. Sanden vom Altar ein Gebeth, darin Er Gott danckte vor die Gnade zur Verrichtung der Königl. Salbung, baht ferner vor die Wollfahrt des Königs und dessen ganzen Königl. Hauses, sprach darauff den gewöhnlichen Segen. Hernach wurde unter Paucken und Trompetenschall musiciret Herr Gott Dich loben wir, worunter alle Glocken geläutet, die Stücke gelöset und die Salven auffm Schloßplatz vor der Kirche von der Soldateska gegeben, daß die Fenster von dem Knall ausfielen und zerschmettert wurden. Darauff rieff ein vornehmer Bedienter den Generalpardon aus, daß alle Gefangenen, sofern sie nicht wegen Gotteslästerung oder Mord und Totschlag" (sowie Schulden halber) „gesessen, auff freyem Fuß sollen gestellet werden. Dan fingen die Trompeten nochmahls an, inzwischen gingen die Königl. Persohnen aus der Kirche, so umb 1 Uhr Nachmittag war."

Nunmehr folgten, wie dem Drama das Satyrspiel, allerhand belustigende Scenen, denen der König und die Fürstlichkeiten vom Schlosse zusahen. Das feine Tuch des Verbindungsganges wurde den Soldaten und dem Volke preisgegeben, die sich darum balgten, bis niemand mehr ein ordentliches Stück hatte; ferner wurden goldene und silberne Krönungsmünzen, im ganzen für 6000 Thaler, auf dem Schloßplatz in die Menge geworfen. (Abb. 56.)

Um $^1/_2$2 Uhr wurde zur Tafel geblasen, die nach abermaligem umständlichem Einzuge um zwei Uhr im Moskowitersaal ihren Anfang nahm. Trotzdem es Tag war, brannten etliche tausend schneeweiße Wachskerzen, der Saal war wieder rot ausgeschlagen, mit Thronen und Thronhimmeln versehen, und das Servieren für König und Königin geschah, kurz gesagt, in ähnlichen Formen, wie sie bei römischen Königswahlen üblich waren. Unten auf dem Stallplatz wiederholten sich gleichfalls die Freuden des Frankfurter Römerbergs. Dort briet seit dem vorhergehenden Tage am Spieß ein ganzer Ochse mit vergoldeten Hörnern, der war inwendig mit Gänsen, Hühnern, Ferkeln und Wildbret gefüllt und die Fülltiere sahen zum Leib und zwischen den Rippen heraus; von diesem Ochsen ward für den König ein Stück ins Schloß gebracht und ihm präsentiert, dann das Festtier dem Volke preisgegeben, welches lustig mit Messern drüber herging. (Abb. 57.) Ferner war auf dem Stallplatz ein Brunnen, aus welchem ein Adler weißen, ein anderer roten Wein spendete, jeder durfte nach Lust trinken und von 3 bis 8 Uhr erfüllten auf diese Weise sechzehn Oxhoft Wein ihren Beruf. Abends war Illumination der Stadt mit Kerzen hinter allen Fenstern, die, wie gesagt, zum Teil in Transparente verwandelt waren. Der König fuhr mit Gefolge durch



Der König und die Königin im

Reichs Ban
ner



ngszuge. Stiche von J. G. Wolffgang.

die Straßen, „da lebte es auf der Gaß, die Bürger stunden noch ins Gewehr“, wie seit Morgen dieses Tages. „In etzlichen Häusern ward im Vorbeyfahren des Königs stattlich musicirt“, dann ließ Friedrich halten und hörte eine Weile zu; auch des Böllerns gab es in der Dunkelheit noch wieder genug. Beim Herzog von Holstein war Gesellschaft versammelt, König und Königin erschienen dort und wurden von dem ältesten Prinzen, der Schäferkostüm trug, mit einem gereimten Glückwunsch angesprochen.

Am 19. Januar wurden alle Diener, offenbar auch die Staatsdiener und Kollegien, zum Handkuß zugelassen, ferner die Glückwünsche der Stände empfangen, am 20. die Gratulationen der Universität entgegengenommen. Am 21. war Hofjagd; es klingt in dieses ganze vergüldete und verschnörkelte Barocktreiben wie ein frischer Ton aus Mittelalterzeiten, etwa vom Hofe des Großen Karl, hinein, wenn von dieser ostpreußischen Jagd berichtet wird, daß vier Bären, ein Auerochse (wohl ein Wisent), fünfzehn Wölfe und allerdings auch ein zahmer Ochse erlegt worden seien. Am 22. war großer Abendempfang bei der Königin, am 23. Einweihung der im lutherischen Königsberg neu erbauten reformierten Kirche; abends brachten die Studierenden der Universität eine feierliche Musik nebst unvermeidlichem Gratulationscarmen dar und wurden stattlich traktiert. Am 24. war Universitätsfeier, Frühstück beim Generalkriegskommissar Grafen Dönhof, abends ein Fest beim Grafen Kolb von Wartenberg, am 25. Januar großer Empfang bei Hof, am 26. ein Feuerwerk, wobei u. a. „der König auf dem Thron im blauen Feuer zu sehen“ war, und dann ging allmählich auch schon die Faschingzeit an, welche für weitere Festlichkeiten und Maskeraden sorgte. Auf den 8. März war die Abreise angesetzt, die wiederum mit Ehrenpforten und berittenem Spalier geschah, wobei sich die Zunft der Fleischhauer — die allerdings zwei einträgliche Monate hinter sich hatte — mit Kürassen und bloßen Schwertern hervorthat, und der Aufzug des Königs, der inmitten der Schweizer ritt, wieder sehr kostbar war. Unterwegs ward in einer Reihe von Städten feierlicher Einzug gehalten und unter Festlichkeiten gerastet. Am 6. Mai empfing Berlin mit ehrlicher Freude seinen neuen König, der unter dem Donner der Geschütze einzog. Die Bürgerschaft stand auch hier die Straßen entlang im Gewehr, das Militär auf der Stechbahn und dem Schloßplatz in Parade. An Ehrenpforten und Ansprachen war kein Mangel, ebensowenig an Kollegien, Beamten und sonstigen Personen, die empfangen werden mußten; am 9. Mai war



Abb. 47. Das Gefolge der Königin im Krönungszuge. Stich von J. G. Wolfgang.

Illumination der Häuser, am 10. ein von Markgraf Philipp als Generalfeldzeugmeister — er war wegen Kindbetts seiner Frau nicht mit nach Preußen gewesen — geleitetes Feuerwerk am Leipziger Thor; die Königin erwarb sich Ruhm durch ein Fest in Lützenburg und so ging es auch in Berlin noch eine Weile, anscheinend ohne bemerkbare Ermüdung der Hauptbeteiligten, weiter.

Item, Friedrich war König und sein vollständiger Titel lautete: Friedrich, von Gottes Gnaden König in Preußen, Markgraf zu Brandenburg, des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer und Kurfürst, zu Magdeburg, Kleve, Jülich, Berg, Stettin, Pommern, Kassuben und Wenden, auch in Schlesien zu Krossen Herzog, Burggraf zu Nürnberg, Fürst zu Halberstadt, Minden, Kammin, Graf zu Hohenzollern, der Mark und Ravensberg, Herr zu Ravenstein und der Lande Lauenburg und Bütow. Freilich die Anerkennung seitens der deutschen und europäischen Höfe stand durchweg noch aus und war von verschiedenen in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu erwarten. Indessen eigentliche Demonstrationen gegen das neue Königtum hat nur die römische Kirche versucht und dadurch ihre Enttäuschung ganz offenbar gemacht.

Hätte man damals Telegraphen gehabt, so wäre wohl schon während der Krönungsfeier manches anders oder nicht geschehen. Zum Beispiel fiel bei der Illumination in Königsberg allgemein die besonders schöne Beleuchtung des Hauses auf, welches dem Kanonikus Windens gehörte. Vota und Saluski erschienen persönlich zur Beglückwünschung, respektive um zu sehen, wie es stehe. Aber wenn Friedrich jemals ihre Hoffnungen durch Passivität genährt hatte, so zeigte er jetzt um so zweifelloser, ja mit schneidender Schärfe seine Unzugänglichkeit. Eben damals erging ein Mandat, auf die preußischen Jesuiten fleißig zu observieren und darauf zu denken, wie man diese Leute mit guter Manier aus dem Lande los werden und den nicht wenig skandaleusen römisch-katholischen Gottesdienst wieder abolieren möge; gerade während Votas Anwesenheit ging Friedrich zum erstenmal als König feierlich zum Abendmahl. In Rom, wo im Sommer 1700 auf Innocenz XII. der franzosenfreundliche Clemens XI. gefolgt war, war man sich spätestens im Januar 1701 darüber klar geworden, daß Zaluski ein voreiliger Charlatan und von Friedrich überhaupt nichts zu hoffen sei. Der Deutschorden hatte schon im Dezember 1700 eine Agitation gegen die preußische Krone unternommen; wahrscheinlich machte ferner die Vertretung des gegen Berlin sehr gereizten französischen Königs in Rom bereits Vorstellungen.


Abb. 48. Die Krönung. Holzschnitzerei im Hohenzollern-Museum.

Am 16. April protestierte nun auch Clemens gegen die preußische Königswürde



Abb. 49. Die Salbung König Friedrichs in der Königsberger Schloßkirche. Stich aus Merians Theatrum Europaeum, entworfen von Eosander von Goethe.

durch Breven an alle katholischen Höfe (mit Einschluß des kaiserlichen), die von der Anerkennung des Acatholicus abmahnten. Dieser habe den geheiligten königlichen Namen (sacra regia majestas) nur unter Verachtung „der Kirche“ annehmen können; die That des brandenburgischen „Markgrafen“ widerstreite den apostolischen Satzungen, dem hohen Ansehen des heiligen Stuhles und sei überdies eine Vergewaltigung kirchlichen Eigentums (nämlich Preußens als Ordensgebietes), also nichtig und zu verwerfen. Gerade einen Tag vor diesem 16. April hatte Friedrich seinem Gesandten am Regensburger Reichstage geschrieben: „Daß Wir dem Pabste Unsere Königliche Dignität notifiziert haben sollten, das ist nicht allein ein impertinentes, sondern gar ein lächerliches Vorgehen. Es rühren dergleichen Spargimente ohne Zweifel von solchen Leuten her, die Uns wer weiß (was) vor einer Collusion und Verständnisses mit den Katholischen verdächtig machen wollen.“ Seit dem 18. Mai erfuhr man dann in Berlin durch die verschiedenen preußischen Gesandtschaften den päpstlichen Protest. Bartholdi aus Wien sandte ihn zuerst, ohne sich sonderlich zu erregen; der Regensburger Reichstagsgesandte Henniges nannte, wozu die Stilistik des Protestbreves allerdings Anlaß gab, letzteres ein Werk, worin Hochmut, Rusticität und die Mißbrauchung von Bibelstellen également prädominierten. Am gescheitesten verfuhr wohl Ezechiel von Spanheim (Abb. 10) in Paris, der die französischen Herren auf das Bedenkliche aufmerksam machte, die Kurie über die Hoheit der Könige sich Gewalt anmaßen zu lassen, wenn auch der derzeitige Papst französisch und nicht, wie frühere, habsburgisch gesonnen sei. Friedrichs Hauptsorge während dieser Zeit war unverkennbar die, daß man in England und den Niederlanden nicht an heimlich von ihm gemachte katholische Zugeständnisse glauben möge. Dafür war ihm der römische Protest eher bequem, und er teilte ihn mit entsprechender Weisung den Gesandten in London und im Haag mit.



Abb. 50. Hofprediger Benjamin Ursinus. Stich von P. Schenk.

Außerhalb der politischen Kanzleien setzte der Streit über den preußischen Königstitel natürlich auch noch die Federkiele der Publizisten in Bewegung. Mit besonderer Schärfe geißelte eine Berliner Denkschrift das Vorgehen der Kurie, welche seiner Zeit ja auch gegen den allseitig heiß ersehnten Westfälischen Frieden protestiert habe, und kritisierte das Verhalten der Päpste gegenüber den deutschen Herrschern von Karl dem Großen an. Sie wird in den preußischen Kronakten aufbewahrt und auf ihrem Umschlag seit alters dem Geheimen Rat Ilgen zugewiesen, wofür auch andere Gründe sprechen. Daher stellt sie, wenn sie auch nicht zum Druck befördert worden ist, eine Ausarbeitung der in Friedrichs nächster Umgebung maßgeblichen Auffassungen und Stimmungen dar und erweist, wie weit entfernt diese von jeder Einschüchterung waren. — Übrigens erfolgten seit 1701 die Zustimmungserklärungen der weltlichen und geistlichen Höfe eine nach der anderen, teils spontan, teils bei sonstigen Verhandlungen und Übereinkünften. 1714 waren nur noch Polen, der Papst und der Deutschorden übrig. Polen trennte sich von beiden 1764; der römische Staatskalender kannte noch bis 1787 nur einen Marchese di Brandenburg, dann fügte sich auch Rom; nur der

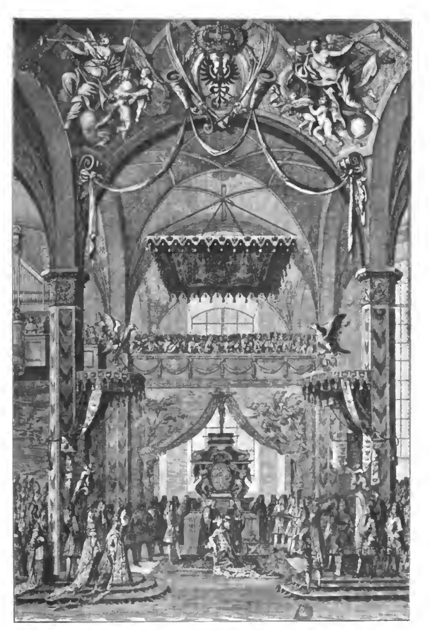


Abb. 51. Die Salbung König Friedrichs. Mittelteil von Abbildung 49.



Abb. 52. Friedrich I. Zeichnung von A. Bachelin im Museum zu Neuenburg.

Deutschorden protestierte 1792 noch einmal und verharrte in seiner Haltung, bis ihn die Säkularisation der Napoleonischen Zeit vollends als Gebietsherrn auslöschte.

Geselliges und geistiges Leben unter Friedrich I.

Eines blieb Selbsttäuschung Friedrichs: daß sein königlicher Hofhalt nicht teurer als der kurfürstliche werden würde. Die Zahl der hohen Hofbeamten, der Kämmerer, Kammerjunker, Hofjunker, der Leibmedici, der Kammermusici, Hofmusiker und Kunstpfeifer, der Pagen und Pagenmeister, der geheimen Kammerdiener aller Sorten, wie Schokoladenbereiter oder Leibbarbier, der Fouriere, Silberkammerbedienten, Tafeldecker, Weißzeugbeschließer, Kammerlakaien, Läufer, Heiduken wuchs und wuchs, Kammermohren und Hofwehmutter durften nicht fehlen, Küche, Keller und Konditorei wollten wohl bestellt sein, zu den Besoldungen so vieler kamen zahlreiche Witwen- oder Gnadenpensionen hinzu. Alles natürlich „ging eben nicht anders“, wenn man es nicht etwa wagen wollte oder konnte, ein frugaler oder ein „philosophischer“ König und Glied eines derartigen Hofes zu sein, woran in der That niemand dachte.

Man langweilte sich nicht am Berliner Hoflager und unterhielt sich auf jede Weise, die herkömmlich war oder auch neu aus Versailles gemeldet wurde. Den Berliner Predigern ward es längst des Guten reichlich viel. Besonders dem wackeren Hofprediger Koch oder Cochius war die Art des freigebigen, vergnügungslustigen jungen Kurfürsten von Anfang an ein Ärgernis gewesen und er beabsichtigte unterthänigste Vorstellungen anzubringen. Aber nun ist ja gesorgt, daß jemand den Fürsten nicht ohne weiteres eine ehrliche Meinung sagen kann; die Hofinstanzen, durch welche Cochius' Meldungen zur Audienz hindurch mußten, hielten ihn fortgesetzt fern. Da nahm der verzweifelnde Prediger schließlich die Gelegenheit wahr, von der Kanzel herab den im Gottesdienst anwesenden Kurfürsten zu censieren, und zwar in einer Weise, daß nichts daran fehlte. Friedrich unterließ diesmal die gewöhnliche „Bekomplimentierung“ des Predigers nach dem Gottesdienst und sagte ärgerlich: „Warum kommt er nicht directement zu Mir?“ Aber im Grunde faßte er, in dem zeitlebens etwas von nachgiebiger Unsicherheit blieb, doch nur höhere Achtung für den Hofprediger und ließ ihm bald danach — dies alles war 1689 — durch einen Hofbeamten 600 Thaler nebst einer Anwartschaft für seinen Sohn übergeben. Der Beamte

glaubte seinen Auftrag zu vervollständigen, wenn er Cochius den Wink gab, nun möge dieser aber in Zukunft derlei unterlassen. Da warf der Prediger den Beutel mit den 600 Thalern beiseite und sagte, lieber gebe er sein Amt dahin, ehe er ein stummer Hund werde. So kam es heraus, daß der Beamte die Klausel selbst hinzugefügt hatte. Cochius nahm schließlich das Geld, und die ganze Angelegenheit, als sie genauer bekannt wurde, trug sehr dazu bei, Friedrichs Popularität zu steigern.

Auf eine Art Einladung vom Hofe kam 1690 eine gerade in der Lausitz umherziehende Komödiantentruppe nach Berlin. Sie spielte im Rathause, und der Kurfürst mit dem Hofe besuchte die Vorstellung. Indessen Thalias erstes Erscheinen in der Mark brachte noch keinen reinen Genuß. Die Truppe war durchaus noch eine sogenannte Schmiere; in dem Stück, das man gab, „der verlorene Sohn" aus dem Evangelium, prügelte sich Hans Wurst mit den Engeln und Teufeln herum, der Hof mied die weiteren Aufführungen, den Komödianten wurde der Laufpaß gegeben, und die Geistlichkeit atmete erlöst wieder auf.

Dafür übte nun aber Sophie Charlotte selber Opern und Ballets mit der Hofgesellschaft ein und anderemale kamen auch präsentablere Schauspieler, als jene wackeren Volkskünstler gewesen waren. So blieben denn auf die Dauer grundsätzliche Auseinandersetzungen mit den Geistlichen nicht erspart, die gegen die Darstellung derartiger „reitzender" Liebesgeschichten Einspruch erhoben und auch gotteslästerliche Abschwörungen auf der Bühne, wie in dem beliebten Doktor Faustus, argwöhnten. Man beschied sie schließlich, daß Berlin eine Residenz und allgemach auch zu groß sei, um alle Schauspiele einfach abzustellen, trug aber doch Sorge, Anstößigkeiten zu verhindern. Als König unterhielt Friedrich eine wirkliche Hofbühne mit italienischen oder französischen Darstellern, übernahm sogar, i. J. 1703, die Patenschaft bei einem italienischen Komödiantenkinde. Gegen Ende seiner Regierung wurden die Aufführungen allerdings, angesichts der ziemlich trübselig gewordenen Verhältnisse am Hofe, wieder abgeschafft und die vorhandenen Garderobenstücke an die Armen gegeben, die sich zum Teil recht melancholisch in dem dünnen Theaterputz ausgenommen haben mögen.

Ärgeres als die Liebeskomödien auf der Bühne zu tadeln fand man von seiten der Moralisten an Friedrichs Hofe doch eigentlich nicht. Die Zeit, da die Lust so vieler Fürsten hauptsächlich in Räuschen bestand und Kurfürst Christian von Sachsen sich vom Kaiser mit herzlicher Danksagung verabschiedete, so wohl gehalten worden zu sein, daß er keine Stunde nüchtern gewesen, war längst und allgemein vorüber. Dafür allerdings hatte man sich in jüngerer Zeit auch in Deutschland von Frankreich her belehren lassen, daß fürstliche Geliebten zum guten Tone gehörten und man zum mindesten, wie später auch Kaiser Karl VI. that, seinen Hofhalt mit einer maîtresse en titre ausstatten müsse. An sonstiger Franzosennachahmung fehlte es freilich in Berlin auch nicht. Der kluge, feinsinnige Ezechiel von Spanheim, welcher dem Großen Kurfürsten in seiner politischen Aufgabe zu Paris einst so wichtig gewesen war, hatte jetzt um so mehr mit der



Abb. 58. Harnischkragen Friedrichs I.

Beschaffung und Übersendung der neuesten Kostüme und Perücken, wie sie vor Ludwig XIV. Gnade fanden, zu thun. Abgesehen von der unmittelbaren Nachahmung halfen auch die Refugiés, die auf das Potsdamer Edikt des Großen Kurfürsten ins Land gekommenen und auch unter Friedrich einwandernden Hugenotten, so überaus schätzenswerte Bürger an sich sie für diese unentwickelten Territorien wurden, zunächst, bis sie selber treffliche Deutsche wurden, ganz von selbst französische Sprache und Art verbreiten. Die Berliner Geschäftsleute empfanden die Bevorzugung der Pariser Konfektionswaren und daß man im kurfürstlichen und königlichen Hause sogar ganze Brautausstattungen und derlei aus Paris kommen ließ, recht bitter.

Andererseits regte sich gegen das Alamodewesen und gegen die Sprachwelscherei manche gut deutsche Bewegung, wie sie schon im siebzehnten Jahrhundert zur Gründung der Hamburger deutschgesinnten Gesellschaft Philipps von Zeesen und ähnlicher Vereinigungen geführt hatten. Ein Jahr nach Friedrichs Regierungsantritt erschien in Berlin eine Flugschrift: „Der teutsch-französische Modegeist", welche in humorvoller, oft drastischer Weise ihr Thema behandelte. „Wer an den Hof versorgt sein will, muß französisch können." Aber das welsche Wesen ist auch im bürgerlichen Berlin in Schwang gekommen. Wer freien will, thue sich nur Hütchen, Weste und galante Strümpfe auf französische Manier an, denn sonst nimmt ihn die Jungfer nicht; versäumt er aber jenes nicht, so mag er so schief und dumm wie immer sein, er ist ein Monsieur und kriegt eine nette Frau. Sonsten wurden die Franzosen bei uns Deutschen nicht ästimiert, wie hat sich das verändert! Kaum wachsen die Kinder aus den Windeln heraus, so wird von den Eltern schon auf französisch Parlieren und den Tanzmeister gedacht. Alles muß französisch bei den heutigen Berlinern sein, Sprache, Kleider, Speisen, Hausrat, Tanzen, Musik und — maladies. Bloß wegen dieser sind ja bei den Franzosen die sogenannten Schönheitspflästerchen, die Mouches aufgekommen, meint unser Autor, welche sich jetzt die gesunden, anständigen Berliner Mädchen und Frauen aufkleben. Und welche Sorge haben diese, nur ja die Hauben stracks so zu tragen, wie sie gerade in Frankreich Mode sind; ganze Modellpuppen in Lebensgröße müssen aus Paris beschafft werden.

Abb. 54. Taschenuhr des Königs. Im Hohenzollern-Museum.

So erblicken wir ein eigentümliches, unsicheres Halb- und Übergangswesen im damaligen Berlin und am Hofe. Vorläufig haftete all dem „feinen" französischen Wesen der Stempel modeängstlicher Äußerlichkeit an. Denn wie es neben den französischen Comédies immer noch manche altüberlieferte Lustbarkeit gab und Friedrich selbst z. B. einen Hetzgarten mit Wölfen, Bären, Füchsen, Wisenten und Ebern bei Berlin anlegen ließ — allerdings architektonisch in damalig-modernem, an Bernini erinnerndem Stil (Abb. 71) —, so kam auch in der Geselligkeit noch manche Derbheit vor, die eher zu den älteren Kulturbildern des Grimmelshausenschen Simplicissimus als zu dem geistvollen Umgang Sophie Charlottens gepaßt hätte. Unter anderem gaben die beliebten Leberreime bei Tische Gelegenheit, den Damen die unglaublichsten Dinge mit viel Behagen ins Gesicht zu sagen, so daß Leibniz bei seinen Besuchen in Berlin sich zuweilen sehr abgestoßen fühlte und sogar ein liederliches Leben am Hofe erkennen wollte.

Von derlei hebt sich erfreulich und rühmenswert der gute persönliche Wille Friedrichs ab, Wissenschaft und Kunst, geistige Regsamkeit in seinen Staaten zu fördern, die verhältnismäßig geringfügige Leistung des Großen Kurfürsten auf diesem Gebiete durch weitere und freiere Fürsorge zu ersetzen. Und hierbei war Sophie Charlotte, so kühl sonst die beiden Gatten nebeneinander hergingen, seine vortreffliche Helferin; ein gut Teil Initiative gebührt ihr, weshalb auch Friedrich der Große das Wort von ihr gesprochen



Abb. 55. Gesamtdarstellung der Anordnung in der Schloßkirche. Stich von J. G. Wolffgang.



Abb. 56. Das Auswerfen der Krönungsmünzen. Stich von J. G. Wolffgang.

hat, sie habe, wie die wahre gesellschaftliche Feinheit, so auch die Liebe zu den Musen ins Land gebracht und Geist und Würde mit der Etikette versöhnt.

Die Heranziehung Pufendorfs (Abb. 72) war noch von Friedrich Wilhelm geschehen. Seit 1668 lebte der berühmte und vielangefochtene Naturrechtler, Historiker und Verfasser der unbarmherzigen Monzambanoschrift (über den Zustand des deutschen Reiches) in Schweden, wohin er von Heidelberg berufen war. 1686 war die Aufforderung des Großen Kurfürsten an ihn nach Stockholm ergangen, aber erst wenige Monate vor dessen Tode knüpfte Pufendorf infolge Stockholmer Enttäuschungen wieder hieran an und kam nach Berlin, als Hofhistoriograph und Beisitzer am Kammergericht. Hier nun hat er, unter Friedrich, bis zum Jahre 1693 das bewunderungswerte Werk De rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni vollendet, die erste und für lange Zeit einzige moderne große Biographie, die für eine kaum abgeschlossene Periode aus Aktenstücken schöpfen durfte, aus dem Berliner Archiv, welches freilich dem offiziellen, vereidigten Historiographen und gewiegten Politiker ohne die Befürchtung geöffnet werden konnte, noch schwebende diplomatische Verhältnisse in unvorsichtiger Weise berührt zu sehen. Dann hat Pufendorf ein ähnliches biographisches Werk für Friedrich begonnen, aber an diese etwas seltsame Aufgabe, einer im Leben stehenden Regierung historiograpisch nachzueilen und sie zu begleiten, nur noch wenige Monate seines Riesenfleißes setzen können. Am 16. Oktober 1694 ist er, nach einem abermaligen kurzen Aufenthalt in Schweden, zu Berlin gestorben und in der Nikolaikirche begraben worden.

Von Kurfürst Friedrich Wilhelm soll auch die Gründung der Universität Halle im Herzogtum Magdeburg schon irgendwie geplant gewesen sein. Sie geschah nun in den ersten Jahren Friedrichs, unter gewisser Mitwirkung der Verhältnisse durch sich selbst.

In Leipzig hatte sich 1685 der Lübecker Aug. Herm. Francke (geb. 1663; Abb. 74) habilitiert, der als Hofmeister mit der Universität in Verbindung gekommen war. Durch die Richtung Speners (s. u.) lebhaft angezogen und angeregt, begann er seit 1686 in Speners Sinne einer allem Dogmengezänk widerstrebenden, auf Verinnerlichung, Gemüts- und Bibelchristentum gerichteten Auffassung und Theologie einen gleichgestimmten Kreis von jungen mitwirkenden Dozenten und von Hörern zu „Collegia philobiblica“ um sich zu sammeln. Je mehr er durch deren Besuch und Ansehen Erfolg hatte, desto weniger hatte er solchen bei der orthodoxen Fakultät, die die junge „pietistische“ Richtung (hier in Leipzig

entstand dieser Parteiname) auf jede Weise zu unterdrücken suchte. Francke sah, besonders durch Carpzows Eifer und Vorgehen, seine akademischen Vorlesungen eingeschränkt, dann untersagt, schließlich sich selbst zum Verlassen Leipzigs gezwungen. Er ging 1690 als Diakonus nach Erfurt, wurde aber von hier auf Betreiben des lutherischen geistlichen Ministeriums ebenfalls verwiesen und fand nun 1692 eine Zuflucht in Halle als Prediger und als künftiger Professor an der gerade eingerichteten Hochschule. Zuerst mit dem Lehrfache der orientalischen Sprachen betraut, vertauschte er dieses seit 1698 mit eigentlichen theologischen Vorlesungen. Ein mächtiger Lehreinfluß ging von ihm aus, er wurde der rechte Apostel der Spenerschen Richtung in ihren damaligen hoffnungsreichen und schönen Anfängen, die nichts mit dem zu thun hatten, was man später im landläufigen Wortgebrauch unter Pietismus verstand. So war Francke auch ein Mann, der mit Freude dem deutschen Unterricht Raum geben half und der für alle naturwissenschaftlichen Studien lebhaftes Interesse hatte. Mit dem allen vereinigte sich ein segensreiches praktisches Wirken auf den Gebieten einer mit Erziehungs- und Unterrichtswesen verbundenen praktischen Liebesthätigkeit. Mit Hilfe von freiwilligen Gaben und Beiträgen, die er in reicher Fülle zu erschließen, zugleich aber durch ihre Verwendung wieder aus sich selbst zu mehren wußte, schuf er seit 1695 die „Franckeschen Stiftungen“, welche in erstaunlich raschem Wachstum immer neue Institute aus sich hervorgehen ließen und endlich Bürger- und Lateinschule, Lehrerseminar, Waisen- und Pensionsanstalt, Anstalten für äußere Mission (seit 1705), die Freiherrlich von Cansteinsche Bibelanstalt (seit 1710), dazu Druckerei, Buchhandlung, Apotheke in sich schlossen. Am 8. Juni 1727 ist Francke zu Halle verstorben, sein Name mit dem der Stadt, wie mit der Geschichte der evangelischen Kirche und kirchlich-evangelischen Waltens auf immer unzertrennlich verknüpft geblieben.

Noch früher war Christian Thomasius (Abb. 76) nach Halle gekommen. Thomas(ius), geb. 1655, war der Sohn eines Leipziger Philosophieprofessors und lehrte seit etwa 1680 an der dortigen Hochschule als juristischer Dozent. Er ist der erste, der die unerhörte Neuerung (1688) gewagt hat, gelehrte akademische Vorlesungen in deutscher Sprache zu halten. Noch mehr aber erbitterte er die alten Richtungen durch seine Ketzereien auf den verschiedensten Gebieten der Philosophie, der Jurisprudenz und des Kirchenrechts. Es ist etwas Unakademisches in der Art, wie dieser vielkundige Mann sich mit Denken und Kritik auf einen

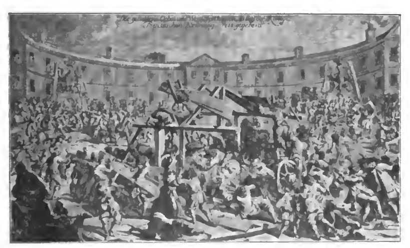


Abb. 57. Der gebratene Ochse beim Krönungsfest. Stich von J. G. Wolfgang.




Abb. 58. Denkmünze auf die Königswürde.

Universität umgewandelt wurde; am 11. Juli 1694, am Geburtstag Kurfürst Friedrichs, wurde von diesem die Einweihung festlich vorgenommen, das Rektorat dem sechsjährigen Kurprinzen Friedrich Wilhelm übertragen (Abb. 73). — Thomasius ging mit über an die Universität und

ganzen Kreis ohne Scheuklappen übersehener Nachbargebiete richtet. Man hat ihn zutreffend den Begründer des Journalismus genannt, der er praktisch ist durch seine Monatschrift (in deutscher Sprache!), welche zuerst 1688 in Leipzig unter dem Titel erschien: „Scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen.“ Auch dieses gefährlichen jungen Mannes Austreibung setzte sich die Leipziger theologische Fakultät zum Ziel und erreichte sie durch einen von ihr ausgewirkten Haftbefehl der sächsischen Regierung. Auf diesem seinem Exodus kam Thomasius 1690, von zahlreichen Anhängern, seinen Zuhörern, begleitet, nach Halle, wo er zuerst an der Ritterakademie juristische und philosophische Vorlesungen hielt. Diese Ritterakademie aber war es, welche im Juni 1692 in die

wurde 1710 Ordinarius der Juristenfakultät. Sein gedankenreicher, reformerischer Freiheitskampf auf den genannten Gebieten blieb zeitlebens derselbe, in der Philosophie für gesunden Menschenverstand gegen den aristotelisch-scholastischen Begriffs- und Regelzwang, in der Jurisprudenz gegen die absolute Vollkommenheit des römischen Rechts, in theologischen Dingen für Duldung auch eines bekenntniswidrigen Glaubens und gegen die territoriale Geltung der dogmatischen Parteiungen. Ein Jahr nach Francke ist er, am 23. September 1728, gestorben.

Wenn somit in jugendlicher und freiheitlicher Art, ganz nahe dem altberühmten Leipzig und neben ihm aufstrebend, an der Saale eine neue, von Anfang an weitberühmte Hochschule unter brandenburgischem Scepter entstanden war, die im Gründungssemester 765, ein Jahrzehnt später 2000




Abb. 59. Denkmünze auf die Krönung.



Abb. 60. Königin Sophie Charlotte.
Gemälde von F. W. Weidemann im Hohenzollern-Museum.

Studenten zählte, so zogen nunmehr unter Friedrich auch in die Thore Berlins die Träger berühmter oder allverehrter Namen zu dauerndem Wohnsitz ein oder wurden doch öfter am dortigen Hofe gesehen. Von Spener war schon flüchtig die Rede, er ist es, dessen Übersiedelung im Jahre 1691 von großem Einfluß auf die Gestaltung des Berliner kirchlichen Lebens wurde. Philipp Jakob Spener (geb. 1635; Abb. 77) war ein lutherischer Elsässer, aus Rappoltsweiler, der u. a. zu Genf studiert und dort enge Berührung mit dem korrekten Kalvinismus gehabt hatte. Wie schon in einer solchen Studienwahl zu jener Zeit etwas höchst Ungewöhnliches, bis vor kurzem noch Un-

erhörtes liegt, so stand Spener auch weiterhin denen nicht fern, deren Gedanken in diesen Jahrzehnten durch Ideen und Projekte einer protestantischen Union beschäftigt wurden. Er nun aber wurde derjenige, der zwischen Luthertum und reformierte Richtung mitten hinein eine andere Art Union, nämlich die der verinnerlichten Gemütsfrömmigkeit und Befreiung der gläubigen Seele von den Dogmenkontroversen stellte. Er war Prediger und Senior zu Frankfurt am Main, als er 1670 in seiner Wohnung mit einzelnen Gemeindegliedern in obigem Sinne die Collegia pietatis zu halten begann, die mit ihrem Beten und Schrifterklären das Vorbild ähnlicher Vereinigungen wurden; nachdem er 1686 als Hofprediger nach Dresden berufen worden war, brach über den Pietismus der große Streit aus, welcher dessen Begründer weit überdauern sollte. Mitten drin, 1691, erfolgte Speners Berufung als Propst an St. Nikolai und Konsistorialassessor nach Berlin. Die Angriffe der Leipziger und Wittenberger Universität sowie einzelner bedeutenderer lutherischer Geistlichen folgten ihm natürlich auch nach Berlin, während die von Spener, durch Vermittelung seiner Anhänger, geistig beeinflußte Hochschule vor allen Halle ward. Ereiferte sich einerseits gegen Spener die alte dogmenstarke Richtung, so läßt sich andererseits nicht verhehlen, daß schon zu seinen Lebzeiten von manchen seiner weiteren Gemeinde die schmale Grenze zwischen gebetsthätiger Frömmigkeit und Hysterie überschritten wurde, an welcher sich das Konventikelwesen so leicht bewegt; insbesondere ein Frauenkreis in Halberstadt machte durch Visionen und Offenbarungen unliebsames Aufsehen, und Spener fand doch nicht recht die Kraft, derartigen verzückten Übertreibungen zu steuern.



Abb. 61. Pokal aus Kokusnuß mit dem Bilde Friedrichs. Hohenzollern-Museum.

Was nebenher viel ausmacht und für die Bedeutung, die Spener in der Residenzstadt Friedrichs hatte, nicht unterschätzt werden darf, das ist das lebhafte Interesse für Wappenwesen und Heroldskunst, das dieser unter den drei Burgen von Rappoltsweiler geborene Mann von Jugend an gehabt und bethätigt hat. Spener ist in Deutschland der vielkundige Umgestalter jener in ein System gebrachten Summe von Regeln und Bezeichnungen geworden, die man Heraldik und nicht ganz mit Recht eine Wissenschaft nennt. Er selber schrieb 1680 und 1690 seine Historia insignium illustrium und die Insignium theoria, und indem er an die Stelle der bisherigen symbolisierenden Heroldskunst eine historische Erklärung setzte, hat er der Heraldik den gelehrten und akademischen Rang verschafft, den sie bis weit in das neunzehnte Jahrhundert hinein behauptet hat.

Eine Universität zu Berlin entstand durch Friedrich nicht und hat auch nicht in





Abb. 62. Preußischer Krönungsthaler.

seinen Plänen gelegen. Wohl aber eine gelehrte Akademie. Allerdings mit gewissem Recht hat man bei ihrer Jubelfeier im Jahre 1900 gesagt, Sophie Charlotte sei die eigentliche Gründerin gewesen. Jedenfalls führt die Idee in ihren Kreis und nach Hannover zurück, am persönlichsten aber zu Leibniz (Abb. 79).

Akademien haben ihn unablässig beschäftigt. Ein ganzes Netz von solchen in den Residenzen der wichtigsten Höfe, darunter in Wien und Berlin, nach Pariser Vorbild, sollte die europäische Gelehrsamkeit in harmonische internationale Verbindung setzen. Andererseits warb er für die Idee einer deutschen Akademie zu dem betonten Zwecke, zugleich mit den geistig-litterarischen Aufgaben die deutsche Sprache und durch sie das nationale Bewußtsein zu pflegen. Nach dem Ryswicker Frieden veröffentlichte er seine „Ermahnung an die Teutschen, ihren Verstand und Sprache [sic!] besser zu üben, sammt Vorschlag einer teutsch gesinnten Gesellschaft“; in demselben Gedanken bewegten sich andere öffentliche Darlegungen und kamen ebenfalls auf eine amtliche Sprachakademie heraus. Der deutsche Individualismus hat eine solche zwei Jahrhunderte lang abgelehnt; heute scheint die dankbare Aufnahme, welche kritisch meisternde Abhandlungen über Sprache und Stil im Publikum finden, fast zu beweisen, daß man eine geheimrätliche Regelung noch als das geringere Übel betrachten würde gegenüber den ins Kraut schießenden Sprachdummheiten und den eilfertigen Geschmacklosigkeiten derer, die auch die Sprache als eine Modesache betrachten. Was sich aus





Abb. 63. Denkmünze auf die Krönung

Leibnizens Vorschlägen erfüllte, das waren die Pläne, die er für Berlin hatte. Erstlich hatte Sophie Charlotte schon aus sich an die Errichtung eines Observatoriums gedacht. Außerdem hatte man im deutschen Corpus evangelicorum sich entschlossen, den Widerspruch gegen den durch Papst Gregor XIII. verbesserten Kalender mit dem Beginn des neuen, achtzehnten Jahrhunderts endlich fallen zu lassen. Und drittens schien auch Friedrich für seinen künftigen Königsstaat der Giebelschmuck eines gelehrten Institutes in der Hauptstadt und in Verbindung mit dem Hofe schwer erläßlich. Aus der Vereinigung dieser verschiedenartigen Ausgangspunkte ist die Akademie entstanden. Leibniz hat den Plan entworfen, auch auf manche Einzelheiten hingedeutet. So war es sein Gedanke, aus der vorübergehenden Angelegenheit jener Zeitrechnungsreform eine dauernde Beschäftigung und Daseinsgrundlage der Akademie zu gewinnen und zwar auf die Weise, daß alles Kalenderwesen und Kalendergeschäft ihr als Monopol und Einnahmequelle zugewiesen wurde. [Nebenbei: die Reform wurde im Februar durchgeführt, indem zehn Tage weggelassen wurden und zugleich der „neue Stil" in Wirksamkeit trat, wenigstens praktisch; theoretisch blieben noch etliche Vorbehalte abweichender chronologischer Gelehrsamkeit.] Der von Leibniz ebenfalls entworfene Stiftungsbrief der Akademie, der die Grenzen weit steckte, ohne sogleich alles erreichen und betreiben zu wollen, ist ein Meisterstück weiser Wissenschaftspolitik genannt worden. Und dadurch, daß in Leibnizens eigener Person der bedeutendste Geist und vielseitigste Gelehrte Europas als Präsident der neuen Societät der Wissenschaften an deren Spitze trat, war diesem Institut des aufstrebenden norddeutschen Staates die günstigste Einführung bei der Stiftung, die im Juli 1700 geschah, gegeben (Abb. 78). Leibniz behielt seinen Wohnsitz in Hannover, aber er führte von dort aus die Leitung und sorgte, daß ein Band mit Abhandlungen zu stande kam. Allerdings war und blieb seine alleinige Person, neben welcher wirkliche Kapacitäten vor der Hand nicht in Betracht kamen, die Seele der Akademie, und nach Friedrichs Tode ist für den neuen König die kostspielige, unergiebige Akademie bekanntlich ein Gegenstand geringschätzender Verfügungen geworden. So ist denn erst Friedrich der Große ihr zweiter Förderer oder sogar der zweite Begründer geworden, dem sie ihr seitheriges ruhmvolles Gedeihen verdankt.





Abb. 64. Denkmünze auf die Krönung zu Königsberg.

Vier Jahre schon vor dieser gelehrten Societät, 1696, war auch eine Akademie der Künste zu Berlin durch Friedrich eröffnet worden (Abb. 80). Ihr Zweck sollte stiftungsgemäß sein: „die mehrere Etablierung und desto nützlichere Fortpflanzung aller Künste und Wissenschaften in den kurbrandenburgischen Staaten, und zur Aufnahme der Maler-, Bildhauer- und Architekturkunst mitzuwirken." Freilich hat auch diese Kunst-



Abb. 65. Königin Sophie Charlotte. Gemälde im Kgl. Schloß zu Berlin.



Abb. 66. Ober-Ceremonienmeister Johann von Besser.

akademie unter Friedrich Wilhelm I. schlechtere Tage gesehen, aber für die Jahre Friedrichs I. hat man ihr zuzugestehen, an ehrlichem Streben der Mitglieder und an bethätigungslustiger Lebenskraft der ganzen Organisation die gelehrte Societät sogar hinter sich zurückgelassen zu haben.

Es entsprach sowohl persönlichen Anregungen, die auf den Großen Kurfürsten wirkten, wie überhaupt der kunstgeschichtlichen Sachlage, wenn in der Periode vor Friedrich für den nicht sehr bedeutenden Bedarf jener Regierung wesentlich holländische Meister in Berlin oder von dort aus beschäftigt wurden. Neben diesen älteren Künstlern kamen nun seit den neunziger Jahren die Franzosen und auch Deutsche auf. Von jenen Holländern seien der Bildhauer Barthol. Eggers in Amsterdam genannt, der unter beiden Regierungen dekorative Statuen nach Berlin lieferte, sowie die Maler Augustin Terwesten aus dem Haag und Peter de Coxies, die Schöpfer einer großen Anzahl von Deckengemälden in den Schlössern zu Berlin, Oranien- und Charlottenburg; ferner Abraham Cornelisz Begeijn (Bega), gest. 1697, von dem nach Angaben P. Seidels, dem wir hier folgen, leider verhältnismäßig weniges vorhanden ist. Bega schuf auch die Kartons für die unter Friedrich I. gewirkten, im Hohenzollernmuseum aufbewahrten Gobelins aus dem Leben des Großen Kurfürsten. Ein Schüler Bakhuisens, dessen frische holländische Marinen außer in seiner Heimat häufig in norddeutschen Galerien gefunden werden, war Michael Madbersteg. Er verstand sich als guter Schiffsmaler auf die Anatomie seiner Modelle bis zu dem Grade, daß er im stande war, für Friedrich die Prunkjachten zu bauen, die dieser auf der Spree und Havel hielt (Abb. 82).

Unter den genannten Meistern war es Terwesten, welcher, in Erinnerung an die entsprechende Einrichtung im Haag, dem Kurfürsten 1694 den Gedanken einer Akademie nahe legte. Diese kam, wie gesagt, 1696 zur Begründung und erhielt bald darauf das obere Stockwerk des Marstalles eingeräumt. Zu ihrer Ausstattung sandte Friedrich Terwesten und den Maler Gericke nach Italien, um dort Gipsabgüsse nach den zu jener Zeit am höchsten bewunderten Antiken, wie dem Laokoon, dem Reiterbilde Mark Aurels, der knidischen Venus anzukaufen und nach Berlin zu schaffen, wo deren Anregungen ein halbes Jahrhundert hindurch bemerkbar bleiben. Andere Künstler wurden entsandt, um die hochgepriesenen Gemälde Correggios und des späteren Cinquecento in Italien zu kopieren, derselben Schulen, die für Dresden in einer stattlichen Fülle von Originalen haben gesammelt werden können. Andererseits unterstützte Friedrich solche





Abb. 67. Krönungsmünze.




Abb. 68. Schaumünze auf die Krönung der Königin.

Studienreisen um der baulichen und dekorativen Zwecke willen, die er verfolgte und worin seine Regierung am meisten auf künstlerischem Gebiete geleistet hat. Bis an die Regierungsperiode Friedrich Wilhelms III. hat die Stadt Berlin ihre stilistische Eigenart fast gänzlich durch Friedrichs Schöpfungen erhalten, und immer noch prägt sich das eigentliche historische Wesen Berlins auch seitdem am eindrucksvollsten in ihnen aus.

Der überkommene hervorragendste Baumeister bei Friedrichs Regierungsantritt war Nering, gest. 1695, der Schöpfer des Oranienburger Schlosses, des Marstalls (welcher, 1749 umgebaut, nunmehr beide Akademien enthält), der Langen Brücke (Abb. 81) und vieler Gebäude in der von diesem Herrscher begonnenen Friedrichsstadt. Derjenige Meister jedoch, der am glänzendsten die Periode Friedrichs vertritt und wie ein Heros aus eigener Kraft dasteht inmitten einer kleinen Zeit, ist Andreas Schlüter.

Man hat nicht einmal ein beglaubigtes Porträt von ihm, der in all seiner monumentalen Größe und hinreißenden Kraft niemals aus sich selbst etwas gemacht hat und eine in der Stille um so tiefer empfindende, weltscheue, geradezu schüchterne Natur geblieben ist. 1664 zu Hamburg geboren, wo sein Vater Bildhauer war, kam Schlüter nach Danzig ebenfalls als Bildhauer in die Lehre, arbeitete dann in Warschau und




Abb 69. Schaumünze auf die Krönung.




Abb. 70. Medaille von Loos auf die erste Jubelfeier der Preußischen Königswürde.
Vorderseite: Brustbilder der fünf Könige; Rückseite: Apollo mit der Strahlenkrone fährt im Viergespann. 1801.

wurde 1694 von Friedrich nach Berlin gezogen, als Hofbildhauer mit 1200 Thalern Gehalt. Hier in Berlin erst setzte sich seine Bedeutung als Baumeister durch, wurde von ihm selber vielleicht erst entdeckt. Er schuf zunächst die (jetzt ganz zerstörten) Reliefs mit Flußgöttern und Najaden an der Langen Brücke, dann die reizvollen Kinderfiguren an der Decke des großen Marmorsaales im Potsdamer Stadtschloß, die bei dem Umbau von 1750 geschont worden sind. 1698 kam an ihn der Auftrag zum Bau des Schlosses für Sophie Charlotte, welches, als bei dem Dorfe Lützen (Lützow, auch Lietzen) gelegen, zunächst Lützenburg und erst nach dem Tode der Königin ihr zu Ehren, wie der Ort selbst, Charlottenburg genannt wurde (Abb. 84—86). Sein Werk ist im Mittelbau des Schlosses erhalten, während das übrige Erweiterungsbauten Eosanders sind; auch die schöne Innendekoration in dem Schlüterschen Teil ist erhalten geblieben. Nunmehr hatte sich Schlüters Größe als Architekt angekündigt. In diese Jahre fällt seine italienische Reise, die ihn, der bisher nur das mehr gravitätische Barock des eisalpinen Geschmacks kennen gelernt hatte, durch das unmittelbare Studium aller herrlichsten Werke der Renaissance und des geschmackvoll heiteren italienischen Barock befruchtete. Und somit beginnt die Periode, da seine großen architektonischen Schöpfungen mit seinen monu-




Abb. 71. Schaumünze auf den Bau des Hetzgartens. 1693.

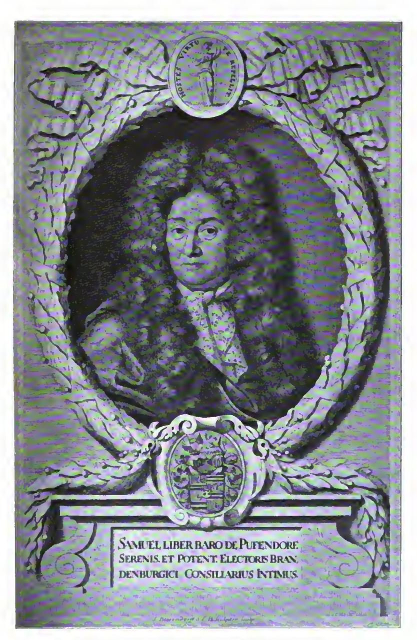


Abb. 72. Samuel von Pufendorf. Stich von S. Blesendorff.

mentalplastischen Arbeiten in erstaunlicher Leistungskraft nebeneinander hergehen.

1697 wurde von dem kühnen und geschickten Gießer Jakobi (Abb. 94) nach Schlüters Modell das Bronzestandbild Friedrichs gegossen. Letzterer kam sich selbst doch noch vor dem großen Vater an die Reihe; aber wie eine verweisende Ironie der Geschichte mag daraufhin das Schicksal dieses Denkmals erscheinen. Zuerst sollte es das im Bau begriffene Zeughaus zieren, wurde statt dessen bald hier bald da aufbewahrt und kam nicht zur Ruhe; Friedrich Wilhelm I. wollte es da aufstellen, wo jetzt Rauchs Friedrich der Große steht, starb aber darüber und Friedrich II. führte diese Absicht nicht aus; endlich schickte Friedrich Wilhelm III. das allmählich zu einer Art dauernden Verlegenheit gewordene Denkmal nach Königsberg, wo es 1801 dem östlichen Schloßportal und der Hauptwache gegenüber seinen Platz gefunden hat. (Einschaltebild zw. S. 80/81.) (Berlin besitzt das zeitgenössische Reliefbildnis am Zeughause (Abb. 93) und hat neuerdings, in der Ruhmeshalle desselben Zeughauses, die gut charakterisierte Statue Friedrichs von dem Bildhauer L. Brunow erhalten.)

Das Zeughaus (Abb. 88) wurde nach Friedrichs Auftrag 1695 von Nering begonnen und als dieser noch in dem gleichen Jahre starb, von Grünberg fortgeführt. 1698 und 1699 hat Schlüter die Bauarbeiten nach Nerings Plan geleitet, 1706 de Bodt den großen Quadratbau vollendet. Schlüters eigenes Werk, zugleich der künstlerische Glanzpunkt des Baues, sind die plastischen Dekorationen: die Gruppe der Attika und die Schlußsteine der Fensterwölbungen, die an der Straßenfassade durch antike Helme, im Hof durch die einundzwanzig Masken sterbender Krieger (Abb. 89—92) gebildet werden. In ihnen ist das menschlich Erschütternde des Themas vom Helden zu großartiger und bei aller Realistik doch reiner Wirkung gebracht, während an der Straßenfassade entlang mit gutem preußischem Sinne nur die Ruhmesmotive des Themas, Waffen und Trophäen energischer Heereskraft, zur Darstellung gelangen.

Dem eigenen Standbilde, welches Friedrich in Auftrag gegeben hatte, folgte das seines Vaters, welches auf der neuen Langen Brücke aufgestellt werden sollte. Seit 1697 hat Schlüter an diesem machtvollen Werke gearbeitet (Abb. 95). Die Sockelfiguren wurden von Hilfskräften ausgeführt, und Jakobi besorgte wieder die schwierige Gußarbeit. 1793 am 11. Juli, an Friedrichs Geburtstage, welcher fast alljährlich eine derartige monumentale Einweihungsfeier sah, erfolgte mit militärischem Gepränge die Enthüllung. Eine anziehende Selbstkritik der Berliner und ihrer Anforderungen an vollendete Kunst liegt in der Sage, Schlüter habe sich in die Spree gestürzt, weil er erst nachträglich bemerkt habe, daß an dem aufgehobenen Vorderfuße des Rosses das Hufeisen fehle. Nicht allzuviel anders ist es, wenn neuere Kritiker über die ebenso unerläßliche, wie ästhetisch wohlgelungene Verbindung der Allongenperücke mit dem antikisierenden Kostüm als über einen Anachronismus sich des längeren ergangen haben.





Abb. 73. Schaumünze auf die Gründung der Universität Halle.



Abb. 74. August Herm. Francke. Stich von J. G. Wolffgang.

Mit dem Erzbilde des Großen Kurfürsten zusammen ist Schlüters Hauptwerk sein Anteil am Königlichen Schlosse (Abb. 96, 98, 99, 102, 103, 108, 109, 110, 112). Die Kurfürstenburg setzte sich aus einer Anzahl von Gebäuden zusammen, die teilweise bis ins fünfzehnte Jahrhundert zurückreichten, teilweise 1538 und in den Jahren von 1580 ab, schließlich noch unter dem Großen Kurfürsten hinzugekommen waren. Nun fiel seit 1699 Schlüter die schwierige Aufgabe zu, diese Teile in einen harmonischen Umbau hineinzuarbeiten, dessen Plan er dann nach dem Willen des hochbefriedigten Königs noch während des Baues wieder zu erweitern gehabt hat. Dieses ästhetisch-technische Kunststück, vorhandene Bauteile in einen neu und einheitlich erscheinenden Gebäudekomplex hineinzufügen, ist bewundernswert gelöst worden. Insbesondere aber ist der große, auf drei Seiten von Bogenhallen umgebene innere Schloßhof das großartigste Meisterwerk der deutschen Barockarchitektur geworden. Von der Innendekoration des Schlosses, woran Schlüter ebenfalls bedeutenden Anteil gehabt hat, ist manches durch spätere Zeiten wegrestauriert worden. Und dann ist es Schlüter auch nicht vergönnt gewesen, während der ganzen Zeit seines Berliner Aufenthaltes Schloßbaudirektor zu bleiben, er mußte das Werk unter sehr peinlichen Umständen anderen Kräften überlassen.

Wie in aller volkstümlichen Sage der dramatische oder tragische Kern irgendwie an ein wirkliches Ereignis geknüpft, die weitergestaltende Phantasie von einem

solchen ausgegangen zu sein pflegt, so scheint auch die Erzählung, daß Schlüter sich verzweifelt über ein äußerliches Verschulden in die Spree gestürzt habe, mit einer Erinnerung an die Katastrophe zusammenzuhängen, die ihn in Berlin betraf. 1701 trug der König ihm auf, den an der Ecke der Schloßfreiheit und des Lustgartens stehenden alten Münzturm mit weiteren Stockwerken zu versehen, um in der Spitze ein in Holland gekauftes Glockenspiel aufzuhängen. Schlüter löste durch seinen Plan die künstlerische Seite der schwierigen Aufgabe abermals in vortrefflicher Weise, aber da er die technischen Vorbedingungen mit unbestreitbarer Fahrlässigkeit behandelte, so hatte er das Unglück, daß sich der alte Turm während des Baues zu senken begann. Und bei den vergeblichen Versuchen, den Schaden durch kostspielige Stütz- und Flickarbeiten aufzuhalten, geriet Schlüter in immer heftigere nervöse Aufregung, die sich auch in seinem amtlichen Verhalten in peinlicher Weise äußerte; das Ende vom Liede war, daß der Turm ganz abgebrochen werden mußte und der Schloßbaudirektor, der so Herrliches geschaffen und begonnen hatte, auf seine ursprünglichen Funktionen als Hofbildhauer beschränkt wurde.

Für private Besteller hat Schlüter in Berlin manches schöne Gebäude, dazu Grabmäler, die Kanzel der Marienkirche und anderes ausgeführt, zuletzt die Verzierungen für die Särge Friedrichs und Sophie Charlottens. Unter Friedrich Wilhelm I. war für ihn in Berlin kein Boden mehr, er folgte einer Aufforderung Peters des Großen, ist aber schon 1714 gestorben.

Sein Nachfolger am Schloßbau und als Hofarchitekt war Joh. Fr. Freih. v. Eosander gen. v. Goethe geworden (Abb .106). Dieser, 1670 zu Riga geboren, war 1692 an den brandenburgischen Hof gekommen und von Friedrich als Stipendiat auf Reisen nach Italien und Frankreich gesandt worden. 1699 kam er wieder nach Berlin, ging im Winter 1700/1 mit nach Königsberg, wo er die Ausschmückungen und Aufzüge beim Krönungsfest gutenteils leitete, und wurde nach Schlüters Sturz i. J. 1702 zum Hofbaudirektor und Generalquartiermeister — er stand von Anfang an auch in militärischen Dienst- und Rangverhältnissen — ernannt. Der Flügel des Schlosses an der Schloßfreiheit, mit der als Portal hineingefügten (Abb. 104) Kopie des Konstantinbogens zu Rom, die Vergrößerung des Charlottenburger Schlosses (1706), das Schloß Monbijou (1708) und andere königliche Aufträge sind von ihm ausgeführt worden, ebenso die Arrangements der Silber- und Porzellanschätze in den Schlössern. Eosander ist eine der typischen Gestalten dieses nun beginnenden XVIII. Jahrhunderts, da die Talente wie die Abenteurer vaterlandslos von Hof zu Hof wanderten; er verließ nach Friedrichs Tode Berlin, nicht ohne eine kostbare Sammlung von Miniaturen, sowie aus dem Schloßbauarchiv die Schlüterschen Entwürfe und ferner die Pläne der preußischen Festungen mitgehen zu lassen, nahm 1714 als Generalmajor schwedische Dienste, wurde 1715 in Stralsund von den Preußen gefangen, kam wieder frei und ist schließlich 1729 als Generalleutnant zu Dresden gestorben.



Abb. 75. Friedrich und Sophie Charlotte. Elfenbein-Medaillon aus der kurfürstlichen Zeit.

An Bildhauern neben Schlüter und an Malern, die unter Friedrich nach Berlin kamen, fehlte es der Zahl nach nicht. Seit 1700 hat der Franzose Wilhelm Hulot unter Schlüter an den Trophäen und allegorischen Figuren des Zeughauses (am Hauptportal) gearbeitet, auch des Reliefbrustbild Friedrichs über demselben Portal modelliert. Von den



Abb. 76. Christian Thomasius. Stich von M. Bernigeroth.



Abb. 77. Phil. Jak. Spener. Stich von P. Schenk.

Malern seien die Namen Josef Werner, Gericke, Probener, Wenzel, Leygebe, Kulitz, Schoonjans, Weidemann nur aufgezählt. 1711 wurde auch der durch das Studium der Venezianer gebildete Antoine Pesne von Friedrich berufen, welcher ein Porträt von ihm gesehen hatte. Die Hauptthätigkeit Pesnes als eines der berühmtesten und besten Bildnismaler des XVIII. Jahrhunderts fällt freilich erst in die nachfolgende Regierung und in die ersten zwei Jahrzehnte Friedrichs des Großen. Die Namen der durch Friedrich und die damalige Gesellschaft am meisten beschäftigten Berliner und Amsterdamer Kupferstecher — sowohl Linienstecher wie Schabkünstler — treten dem Leser unmittelbar in den von uns reproduzierten Blättern entgegen.

Im ganzen hat Friedrich noch mehr durch die Schöpfung einzelner schöner Gebäude für das äußere Bild Berlins (Abb. 96 u. 97) gethan, als er der bürgerlichen Entwickelung der Stadt wirksam zu Hilfe gekommen ist. Doch wurde schon 1688 eine Kommission zum Ausbau der Stadt eingesetzt; ihr gehörten nach einander Nering und als seine Nachfolger die Baudirektoren Grünberg und Behr (nach dem die Behrenstraße heißt) an. Durch diese Kommission ist die Friedrichstadt, d. h. die Bebauung der Gegend zwischen der späteren Behrenstraße und der späteren Leipziger Straße in Angriff genommen, 1688 zunächst mit der Anlage der Jäger- und der Kronenstraße begonnen worden. 1695 standen bereits 300 Häuser auf dem nach regelmäßiger Geometrie zugeschnittenen Gelände, desgleichen die Kirchen auf dem Gensdarmenmarkt. Ferner wurde unter Friedrich schon in der kurfürstlichen Zeit die unter dem Großen Kurfürsten angelegte Dorotheenstadt vergrößert, weiterhin die Spandauer Vorstadt und die Stralauer Vorstadt angelegt. 1709 wurden die verschiedenen, bisher kommunal gesonderten Stadtteile Berlin, Cölln, Friedrichswerder, Dorotheenstadt und Friedrichstadt als Einheit unter einem Magistrat zusammengezogen. Hand in Hand mit der Erbauung der Langen Brücke ging der Ersatz der alten Schleusenfassungen





Abb. 78. Etwas jüngere Schaumünze auf die Gründung der Akademie der Wissenschaften.



Abb. 79. Leibniz. Jüngerer Stich von E. Ficquet.




Abb. 80. Schaumünze auf die Gründung der Akademie der Künste. 1696.

an der Spree durch steinerne. Ferner wurde durch die Verordnung, daß immer je drei benachbarte Häuser abwechselnd abends eine Laterne hinauszuhängen hätten, ein erster Anfang mit Straßenbeleuchtung gemacht, dem noch unter Friedrich selbst die Aufstellung von Laternenpfählen folgte, auch (i. J. 1700) verordnet, daß jeder Einwohner zweimal wöchentlich vor seinem Hause fegen zu lassen habe. Im großen und ganzen blieb das Bild des bürgerlichen Berlin noch das zum Teil ackerbürgerliche, zum Teil idyllische, welches uns heute die Landstädtchen des deutschen Nordostens bieten. Vor den Häusern liebte man es, Bäume zu haben, je nach dem Geschmack der Erbauer und Anpflanzer entweder Linden oder auch Nußbäume, Kastanien. Vielfach waren die niedrigen Häuschen mit Weinstock berankt, Stakete schlossen auch wohl ein winziges Vorgärtchen ein, Strohdächer sah man in großer Zahl, und daß in den Vorstädten Schweine und Enten die auf der Straße oder im „Rinnstein" zu findenden Neuigkeiten untersuchten, wurde ihnen ebenfalls noch von niemandem verdacht.

Preußen im spanischen Erbfolgekriege.

Am 16. November 1700 war in Wien das Abkommen unterzeichnet worden, auf welches gestützt Kurfürst Friedrich es unternehmen konnte, sich als den neuen König in Preußen an den europäischen Höfen




Abb. 81. Schaumünze auf den Bau der langen Brücke. 1692.



Abb. 82. Prunkjacht König Friedrichs I. Im Hintergrunde das Königl. Schloß.
Stich von J. G. Wolfgang nach dem vom Erbauer des Schiffes Mich. Madderſteg gemalten Bilde.

notifizieren zu laſſen. Zwei Tage ſpäter, in der Nacht zum 18. November, erhielt der Kaiſer die Botſchaft, daß König Karl II. von Spanien bereits ſeit dem 1. November nicht mehr unter den Lebenden weile. Der Kampf um das Erbe mußte ſofort ſeinen Anfang nehmen.

Ludwigs XIV. Gemahlin war die älteſte Schweſter des früh verwelkten und kinderlos verſtorbenen Karl II. geweſen. Sie hatte zwar einen förmlichen Erbverzicht geleiſtet, aber dieſen interpretierte die franzöſiſche Politik jetzt dahin, daß er nur für ſie ſelbſt habe verbindlich ſein können, nicht auch für die Nachkommen. Die demnächſt als Erbin übrig bleibende zweite Schweſter Karls, Margarethe Thereſia, hatte Kaiſer Leopold geheiratet. Überdies waren das öſterreichiſche Kaiſerhaus und die erloſchene ſpaniſche Linie als Habsburger auch agnatiſch verwandt. Eine Wiedervereinigung aller Lande, die einſt unter dem Scepter Karls V. geſtanden


Abb. 83. Königin Sophie Charlotte.
Elfenbein-Medaillon im Königl. Schlosse zu Berlin.

hatten, erhoffte auch Kaiser Leopold nicht. Er wollte den Erbanspruch, jedoch auf alle spanischen Gebiete, nur für seinen zweiten Sohn Karl durchsetzen, während der ältere, Josef, schon römischer König hieß und Nachfolger in den österreichischen Erblanden war. So hatte denn Leopold an demselben 6. August 1700, da er brieflich auf den Königswunsch des Brandenburgers einging, das Teilungsprojekt der Seemächte vom März mit Entschiedenheit abgelehnt. Denn dieses wollte dem Erzherzog Karl nur Spanien, nebst den spanischen Niederlanden und den überseeischen Kolonien, dem Vertreter des französischen Erbanspruches die italienischen Besitzungen: Neapel, Sizilien, Sardinien und das Herzogtum Mailand zugestehen. Auf diese Weise hatten die Seemächte keinen übermächtigen Aufschwung der französischen Handelskonkurrenz zu fürchten; der Kaiser dagegen, abgesehen von der großen Beeinträchtigung des Erbes an sich, erhielt die für ihn denkbar unbequemste Nachbarschaft von Italien her, gerade auf dem Boden der alten deutschen Kaiseransprüche und nachmaliger deutscher Habsburgerpolitik. Übrigens waren gegen jede Teilung aufs lebhafteste eingenommen auch Karl II. selbst, so lange er lebte, und fast alle in Spanien politisch einflußreichen Faktoren, im Einklang mit dem spanischen Volke. Diese Stimmungen hatten schon früher auf einen weiteren Ausweg geführt: als Gesamterben weder den zweiten Sohn des Kaisers, noch einen französischen Prinzen, welche beide allzuviel Widerspruch finden würden, sondern den Prinzen Josef Ferdinand von Bayern aufzustellen, der als Sohn Kurfürst Max Emanuels (Abb. 130) und seiner Gemahlin, der Maria Antonia, durch deren Mutter, Kaiser Leopolds Gemahlin Margarethe Theresia, weiblicherseits ebenfalls von König Philipp IV. von Spanien abstammte. Diesen seinen jungen Großneffen von Bayern hatte Karl II. 1696 und nach allerlei Schwankungen wieder im November 1698 als Erben proklamiert. Aber schon im Februar 1699 war der junge Prinz gestorben und seitdem in Spanien nur


Abb. 84. Das Schloß zu Charlottenburg, von der Gartenseite.
(Der Mittelbau von Andreas Schlüter.)

die Unteilbarkeitsidee als solche, sowie die vormals bayerische Partei übriggeblieben, welche letztere getreu ihrem alten Widerstande gegen den österreichischen Bewerber jetzt überwiegend auf die französische Seite neigte. Sehr wesentlich war auch, daß der ganze Einfluß, welchen der Papst auf Karl II. und die spanische Geistlichkeit auszuüben vermochte, sich für das französische Interesse und gegen den Kaiser einsetzte. Und so ist schließlich von beichtväterlicher Seite dem sterbenden Könige noch das Testament vom folge selbstverständlich war. Als Verbündeter blieb ihm Spanien, welches in seiner großen Mehrheit die neue Wendung freudig gut hieß und dem Prinzen Philipp, der sich König nannte und alsbald im Lande erschien, einen jubelnden Empfang bereitete.

Die Gegner gönnten Philipp und seinem Großvater Zeit genug. England wollte unmöglich das Geschehene gutheißen, aber seine Fabrikanten und Kaufleute standen noch unter dem Eindruck der Lasten und Verluste, die ihnen der letzte große Krieg

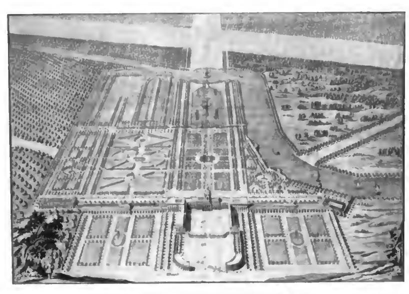


Abb. 85. Gartenanlage des Charlottenburger Schlosses.

3. Oktober 1700 abgeängstigt worden, das die Unteilbarkeit abermals festsetzte und zum Erben den zweiten Sohn des Delphins, Philipp, erhob. Schon am 16. November, zwei Tage ehe die Nachricht vom Tode Karls überhaupt in die Wiener Hofburg gelangte, konnte Ludwig XIV. seinen Enkel als König Philipp V. von Spanien und all dessen Nebenlanden anerkennen und ausrufen. Damit freilich trennte er sich wieder aufs entschiedenste von den Seemächten, deren Teilungsplan er gutgeheißen, durch Vertrag mitbeschlossen hatte und deren bewaffneter Widerspruch gegen Philipps alleinige Nachgegen Frankreich und nicht zum wenigsten die kecken Freibeuter auf dessen Seite, Jan Bart und seine Genossen, zugefügt hatten; die Stimmung war zögerig und flau. Auch in den Generalstaaten mußte König Wilhelms persönlicher Einfluß viele Unlust, mit Österreich in ein neues Bündnis zu gehen, durch den unermüdlichen Hinweis überwinden, daß der Erfolg des französischen Feindes, zumal dessen Festsetzung in den spanischen Niederlanden und die kolossale Ausdehnung seines Handelsmonopols mit dem eigenen Ruin der freien Niederlande identisch seien. Nur Österreich ließ es diesmal an Kriegslust und

sogar rührigem Eifer nicht fehlen, und so brachte Wilhelm denn am 7. September 1701 endlich die neue „Große Allianz“ der drei genannten Mächte zu stande. Darin wurde den Generalstaaten die Eroberung der spanischen Niederlande als eines Schutzwalls gegen Frankreich, dem Kaiser die der spanischen Besitzungen in Italien als Sicherheit für Österreich und für die Schiffahrt der Seemächte im Mittelmeer zugesprochen, beiden Seemächten die Wegnahme der spanischen Kolonien in Mittel- und Südamerika freigestellt. Keiner der drei Kontrahenten sollte für sich allein in Friedensverhandlungen eintreten. Also gegen den französischen der große Erfinder des europäischen Gleichgewichtes, der gegenseitigen Aufhebung der Kontinentalmächte durch sich selbst, vorgezeichnet hatte und durch die er England zum Weltreich gemacht hat. Kurz vor Wilhelms Tode war Ludwig XIV. ihm noch zur Hilfe gekommen und hatte die öffentliche Meinung Englands aufs neue erregt, indem er, als damals Jakob II. im Exil starb, dessen 1688 geborenen Sohn als Jakob III. von England anerkannte. Erst der Unwille hierüber, geschickt benützt, brachte in England eine wirkliche Kriegslust und entsprechend energische Resolutionen des Parlaments zu wege.

Der Kaiser suchte Bundesgenossen im



Abb. 86. Das Charlottenburger Schloß. (Mittelteil von Andreas Schlüter.)
Aufnahme von H. Rückwardt in Gr.-Lichterfelde.

Prinzen auf dem spanischen Throne besagte der Vertrag nichts, er hielt an der Zerstückelung der Erbschaft fest und gönnte den Habsburgern nichts Besseres, als was ihnen im März 1700 über ihren Kopf hinweg zugestanden war. Wilhelm III. hatte alles geleitet, Österreich für dieselbe Rolle, wie früher Frankreich, benutzt. Dieser Triumph konsequenter und auf sich selbst bedachter Politik, den der Vertrag vom September 1701 darstellte, war sein letztes Werk. Am 19. März 1702 starb der Oranier auf dem englischen Throne ohne Leibeserben. Indessen Königin Anna, welche nunmehr zur Nachfolge gelangte, führte ihre Politik auf Jahre hinaus in den Bahnen weiter, welche Wilhelm, Reiche und fand sie. Zu Frankreich hielten Kurfürst Max Emanuel von Bayern, dem Ludwig die erbliche Statthalterschaft der (von Frankreich alsbald nach Karls II. Tode besetzten) spanischen Niederlande übertrug und große weitere Aussichten machte, ferner der Kurfürst von Köln, Max Emanuels Bruder, sowie ein paar kleinere: der Bischof von Münster, der (spätere Konvertit) Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und sein Bruder Rudolf August, schließlich der Herzog Friedrich von Sachsen-Gotha-Altenburg.

Brandenburgs Bündnishilfe für den Kaiser war durch den Vertrag über die Königswürde festgelegt. Ferner trat



Kurfürst Friedrich. Von Andreas Schlüter. Abguß im Hohenzollern-Museum
von dem in Königsberg befindlichem Standbild.



Abb. 87. Westliche Wand mit dem Bildnis der Königin Sophie Charlotte im Roten Damastzimmer des Charlottenburger Schlosses. Von Eosander von Goethe. Aufnahme von H. Rückwardt in Gr.-Lichterfelde.

Friedrich durch den Vertrag vom 30. Dezember 1701 als König mit ganzer und selbständiger Macht der Großen Allianz bei, wofür ihn die Seemächte als König anerkannten, was zu thun bisher nicht einmal sie, deren Friedrich sich immer so sicher geglaubt, Eile gehabt hatten. Friedrichs Stellungnahme war also die alte danckelmannsche und schließlich doch eben auch ererbte Politik des engen Anschlusses an den

oranischen Verwandten. An Danckelmanns Stelle war Wartenberg getreten, aber, was bei jenem ehrliche Hinneigung und Überzeugung gewesen war, das glichen bei diesem neuen Leiter der preußischen Politik die englischen Pfunde aus, die er insgeheim erhielt. Wenn Friedrich, indem er nach wie vor seinen natürlichen Anschluß bei seinem Vetter Wilhelm suchte, so stattlich als Kriegsherr in die Kampfbahn trat, so wirkte mit, daß er sein Königtum nunmehr auch in seiner ganzen militärischen Fähigkeit zu entfalten eine Art Schuldigkeit fühlte. Und nicht zuletzt spornte ihn desto realer die oranischen Hausbesitzungen in Betracht. Diese waren das Fürstentum Oranien oder Orange in Südfrankreich, die Hoheit über Neuenburg oder Neuchatel mit der Grafschaft Valendis, die Grafschaften Lingen und Mörs, ferner mannigfache Grundherrschaften und Güter in der burgundischen Freigrafschaft, sowie in den Niederlanden, darunter feste Plätze wie Breda und das Schloß Gertruidenberg bei Ryswick, wo der gleichnamige Friede verhandelt worden war. Wilhelm III. selber hatte nichts gethan, um Friedrich in seiner Annahme stutzig zu machen, daß ihm die Erbschaft nach Ver-

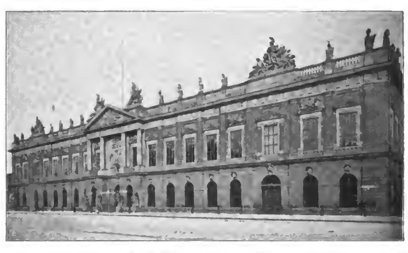


Abb. 88. Das Zeughaus zu Berlin.

die erhoffte oranische Erbschaft zu möglichst verpflichtenden Leistungen an.

Schon unter dem Großen Kurfürsten hatte bei mancherlei Entschlüssen die Aussicht mitgesprochen, daß das Erbe des kinderlosen Oraniers an Friedrich als den Sohn Luise Henriettens von Oranien, der Tante Wilhelms, fallen werde, denn bereits Friedrich Heinrich, des Großen Kurfürsten Schwiegervater, hatte diesen Fall ins Auge gefaßt und entsprechende Festsetzungen getroffen. War auch die etwaige Nachfolge in den niederländischen Erbstatthalterwürden oder gar in England nur eine sehr vage Veranschlagung, die sich an der Peripherie des denkbar Möglichen bewegte, so kamen wandtschaft und Verdienst um die oranische Politik sicher sei, oder um ihn zu hindern, sie bei seinen Verträgen mit Wilhelm selbst oder mit dem Kaiser (s. o. S. 40) in Betracht zu ziehen. Aber nach Wilhelms Tode erwies sein Testament, daß er zum Erben des gesamten Oraniergutes seinen weitläufigen Agnaten, den unmündigen Johann Wilhelm Friso von Nassau-Dietz, welcher der Enkel von Friedrich Heinrichs zweiter Tochter war — König Friedrichs Mutter war die älteste Tochter — eingesetzt, die Generalstaaten zu Testamentsvollstreckern gewählt habe. Schwerlich konnte irgend jemand befriedigter als die Generalstaaten über die Übergehung Preußens und über das aufgetragene Amt sein.



Abb. 89 bis 92. Aus den Masken sterbender Krieger am Zeughause zu Berlin. Von Andreas Schlüter.

Indessen war Friedrich nicht gesonnen, ohne weiteres zurückzutreten, zumal der Kaiser zu seiner Unterstützung verpflichtet war. So legte er auf Lingen alsbald Beschlag, nahm Titel und Wappen eines Fürsten von Oranien an und erließ ein Patent, daß er von dem oranischen Erbe Besitz ergreife. Die Generalstaaten ihrerseits forderten bei Nichtberücksichtigung fernerer Reklamationen etwaige Anfechter des Testaments auf, ihre Ansprüche binnen sechs Wochen beim Hofe von Holland anzumelden, und behandelten jenes Besitzergreifungspatent als nicht vorhanden. Im späteren Verlaufe des spanischen Erbfolgekriegs hat sich Friedrich persönlich zu den Generalstaaten aufgemacht und sich auch durch Gesandte, die ihm vor der Landesgrenze begegneten und ihn aufhalten sollten, nicht hindern lassen, die Reise nach dem Haag fortzusetzen, wo er die Herausgabe von Juwelen und Hausgerät durchsetzte und auch die Zusicherung der Grafschaft Mörs erlangte. Das Fürstentum Orange und die Güter in der Freigrafschaft befanden sich dagegen in den Händen Ludwigs XIV., gegen welchen Preußen im Felde stand. In Neuenburg-Valendis übte das Haus Longueville die Regierung aus, während das Haus Oranien nur das von den Grafen von Chalons ererbte Oberlehnrecht besessen hatte. Hier wurde der Sachlage durch das Aussterben der Longuevilles im Jahre 1707 eine entscheidende Wendung gegeben.

Unterdessen kämpfte Preußen Schulter an Schulter mit England, den Generalstaaten, dem Kaiser gegen die französisch-spanische Vereinigung. Als Verbündete des Kaisers im Reiche waren auch Kurpfalz, beide Hessen, Kurmainz, Kurtrier, der oberrheinische und kurrheinische Kreis der Großen Allianz beigetreten. Ferner gehörte Hannover dieser an, da seit dem Sommer 1701 seine Stellungnahme unlöslich mit der von England verbunden war. Denn am 12. Juni 1701 hatten Krone und Parlament von England unter Ausschluß der Nachkommenschaft Jakobs II. das Thronfolgerecht der Kurfürstin Sophie von Hannover und ihrer Nachkommen für den Fall des kinderlosen Aussterbens der regierenden Stuartlinie anerkannt. Diese wurde zuletzt durch Wilhelms 1694 verstorbene Gemahlin Marie und die seit 1702 nachfolgende Königin Anna vertreten, während Sophie von Hannover als pfälzische Prinzessin durch Elisabeth, die Gemahlin des „Winterkönigs" Friedrichs V., dem Stuarthause angehörte. So hatten der Kaiser und seine Verbündeten von vornherein wichtige deutsche Reichsstände auf ihrer Seite, und am 30. September 1702 konnte zu Regensburg auch der Reichskrieg gegen Frankreich durch Reichstagsbeschluß erklärt werden, in dessen Konsequenz die beiden Kurfürsten von Bayern und von Köln, welche bei Frankreich ausharrten, schließlich der Reichsacht (April 1706) verfielen. Wolfenbüttel und Gotha konnten den Gang der Weltgeschichte nur unvollkommen aufhalten und wurden 1702 gezwungen, ihre Truppen von der Seite Ludwigs auf die des Kaisers hinüberzuführen. Gekämpft wurde vornehmlich in den spanischen Niederlanden, am Niederrhein, in Süddeutschland, Italien und Spanien. Die Absicht der Seemächte, die spanischen Kolonien in Amerika zu erobern, kam dagegen nicht zur Ausführung. Ihre Flotten wurden an den iberischen Küsten festgehalten, wo sie nötig waren, um die kleine Partei und die wenig erfolgreichen Landkräfte der Großen Allianz in Spanien zu unterstützen. Als dortiger Kronkandidat wurde erst im Jahre 1703 von den Verbündeten der Erzherzog Karl gegen Philipp V. proklamiert. Er versuchte ins Land zu kommen, sah sich aber lange genötigt, auf portugiesischem Boden zu warten. Eben mit Portugal schloß im Jahre 1703 Lord Methuen jenen Vertrag, welcher den portugiesischen Handel in englische Hände brachte, das Gold der brasilischen Gruben nach London führte und das Königreich, welches bei aller alten Feindschaft und Eifersucht gegen Spanien doch aus Furcht die Pläne Frankreichs gefördert hatte, seitdem und bis auf den heutigen Tag von England abhängig machte. Ferner nahm Sir George Rooke am 4. August 1708 den Spaniern Gibraltar weg, und auch den politischen Erfolg der nachfolgenden Seeschlacht von Malaga behielten die Engländer, da die Franzosen es versäumten, den eher für sie günstigen Ausgang der Schlacht zu einem Siege zu machen. In Frankreich war es seitdem mit der Popularität der Marine vollends zu Ende. Der Erfolg und Ruhm der französischen Waffen schien nur noch von der Landarmee zu erwarten zu sein, neben welcher die Flotte seitdem immer mehr zurückgestellt wurde. So



Abb. 93. Supraporta mit dem Medaillon-Bildnis Friedrichs am Zeughause zu Berlin.



Abb. 94. Erzgießer Johannes Jakobi. Stich von P. Schenk.

trug England schon in den ersten Jahren des Krieges dauernde und unberechenbar große Erfolge davon.

In Deutschland hatten diejenigen preußischen Truppen, welche mit kaiserlichen und pfälzischen zusammen wirkten, die Franzosen bis 1703 aus dem Kurfürstentum Köln vertrieben. Der Krieg begann also für sie ganz ähnlich, wie der frühere von 1688 bis 1697. Dann waren die preußischen Regimenter nach Süddeutschland gezogen worden, wohin der Vorstoß der Franzosen unter Villars die Entscheidungen von 1704 verlegte. In der gewaltigsten dieser Schlachten, am 13. August bei Höchstädt, erwarben sie unter Führung des Prinzen Leopold von Dessau hohen Ruhm. Prinz Eugen, der mit Marlborough das Oberkommando und den Lorbeer des Sieges teilte, schrieb, mit höflicher Hervorhebung des Anteils der Preußen an



Abb. 95. Denkmal des Großen Kurfürsten zu Berlin. Von Andreas Schlüter.

der Entscheidung, dem König Friedrich: „Ich selbst bin Zeuge gewesen, vorzüglich was die auf dem rechten Flügel gestandene Infanterie betrifft, deren Offiziere und Soldaten mit unerschrockener Herzhaftigkeit gefochten und die feindlichen Angriffe etliche Stunden aufgehalten, bis endlich mit Gottes Hilfe durch das entsetzliche Feuer gedachter Infanterie der Feind in eine solche Konfusion gebracht worden, daß er ihrer Bravour nicht länger widerstehen gewußt, sondern in unglaublicher Konfusion die Flucht ergriffen."

Nicht immer hielt die leistungstolze Gutwilligkeit stand, womit das neue Königreich Preußen in den großen westeuropäischen Krieg gezogen war. Gleichzeitig waren der Norden und Osten Europas durch den nordischen Krieg Karls XII., auf welchen wir weiterhin noch einen Blick zu werfen haben,

in äußerste Spannung versetzt. Für Preußen wäre es überaus wertvoll gewesen, durch eine aktionsbereite Heeresmacht sich eine ernsthafte, mindestens diplomatische Berücksichtigung in den Wechselfällen und hin und her schwankenden Aussichten, die jener Krieg bot, zu erzwingen, ja vielleicht das kühne und erfolgreiche Eingreifen des Großen Kurfürsten in den nordischen Krieg der fünfziger Jahre zu wiederholen. Allerdings schiedene andere Reichsfürsten, so verletzte er auch König Friedrich durch gebieterische Erlasse und Mahnungen in betreff des kurbrandenburgischen Reichskontingents. Für diese Mandate mochte Anlaß vorliegen, aber in Reichskriegssachen waren eben Unpünktlichkeiten das gewissermaßen Regelmäßige, allen gleichmäßig Geläufige, und es war nicht klug, den neuen König, der als wertvoller selbständiger Verbündeter seine Vertrags-

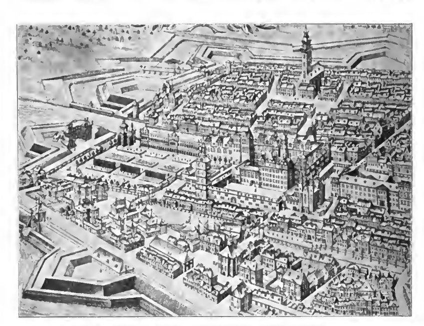


Abb. 96. Das Schloß zu Berlin und seine nähere Umgebung.
Ausschnitt aus dem Stich von Bernhard Schultz vom Jahre 1688.

war Friedrich dem Kaiser in ehrlicher Gegenleistung verpflichtet, aber doch nur mit einem verhältnismäßig geringen Teil seiner Armee. Und als im Mai 1705 Leopold I. starb, blieb das niemals freundschaftliche Verhältnis zu Wien nicht einmal das alte. Josef I. war ein vortrefflicher, lebhafter, von seiner hohen Aufgabe eifrig erfüllter Kaiser, der aber, vielleicht eben aus dieser hohen Auffassung seines Kaiserberufes heraus, nicht immer ängstlich das Tempo und den Ton des inneren Reichsverkehrs nach den herkömmlich gewordenen Verhältnissen abwog. Wie verpflicht vollkommen erfüllte, in so unerwarteter Weise gleichzeitig als Reichsunterthanen zu monieren. Verstimmend wirkten ferner schon länger, im Reichsverkehr untereinander, all die üblichen Kleinigkeitskrämereien auf militärischem, administrativem und finanziellem Gebiet, kurzum seit 1704 begannen bei Friedrich die Momente nicht selten zu sein, daß ihn seine ganze Verstrickung in den Erbfolgekrieg reute. Wenn er dann etwa dachte: wie er anderenfalls mit wehenden Fahnen hätte in den nordischen Krieg ziehen können, so war das eine Selbsttäuschung.



Wachsmedaillon mit dem Bildnisse Friedrichs.
Im Kgl. Museum zu Berlin.

Denn seine Armee in ihrer nunmehrigen Stärke stand und fiel finanziell mit den Subsidien der Seemächte, an deren Seite und für die sie kämpfte. Und selbst davon abgesehen konnte Friedrich diese Barzahlung oder richtiger den Teil davon, der wirklich einging, fortgesetzt nicht entbehren. Ein 1704 gemachter Versuch, aus eigenen Landesmitteln weitere Soldaten aufzustellen, scheiterte (s. S. 110). Immerhin, wenn man dies alles im Londoner Kabinett auch wohl genauer übersah, konnten durch unmutige Säumigkeit oder verwegene Handlungen der Berliner Regierung Störungen und Nachteile erwachsen. Man mußte auch aus allgemeineren Gesichtspunkten durchaus vereiteln, daß Friedrich sich irgendwie näher in den nordischen Krieg einlasse. Denn mit allen diplomatischen Kräften strebte Ludwig XIV., die beiden Kriege ineinander zu vermengen, um seine Gegner zu verwirren und zu zersplittern; für die drei Hauptmächte der Großen Allianz kam also aus demselben Grunde alles auf die Lokalisierung der nordischen Wirren an. Obendrein würden die Seemächte es als ihrem Interesse im höchsten Grade widersprechend betrachtet haben, wenn der brandenburgisch-preußische Staat, der zu Zeiten des Großen Kurfürsten so unermüdlich auf Handel und Marine hingewiesen worden war, aus den Händeln Karls XII. irgend einen Vorteil für den Seeverkehr davongetragen hätte. Was die niederländische Politik dem verbündeten Großen Kurfürsten an schönen und sicheren Hoffnungen bitterlich verdorben hatte, davon sollte dem Sohne ganz gewiß kein Teilchen nach dem Willen der Regierungen in London und im Haag zufallen. So erschien denn Marlborough selber im Herbst 1704 in Berlin, wo er sich überdies auf Graf Wartenberg aus schon mitgeteilten Gründen verlassen durfte. Es ward dem ruhmgekrönten Lord, der einer der anziehendsten und glänzendsten Kavaliere der Zeit war, nicht schwer, Friedrich zu bezaubern und aus dessen Gedanken alle Anläufe zu selbständiger Stellungnahme in den schwedisch-polnisch-russischen Verwicklungen vorläufig wieder auszulöschen.



Abb. 97. Berlin im Jahre 1688. Stich von Bernhard Schultz.



Abb. 98. Das Berliner Schloß vor dem Umbau.
Aus dem Werke „Berlin anno 1690", mit zwanzig Ansichten nach Zeichnungen von J. Stridbeck d. J.
Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin.

Als Marlborough von Berlin schied, trug er die Zusage davon, daß neue 8000 Mann preußischer Truppen auf den italischen Kriegsschauplatz entsendet werden würden, und als Frucht eines zweiten Besuches erreichte er im Frühjahr 1706 abermalige 4000 für denselben Zweck. Zugleich wurde dem wieder enger gezogenen englisch-preußischen Einvernehmen dadurch eine familiäre Seite gegeben, daß im Juni 1706 die Verlobuug des preußischen Thronfolgers Friedrich Wilhelm mit Sophie Dorothea von Hannover zu stande kam.

Ähnlich, wie man einst für den Großen



Abb. 99. Hof des Berliner Schlosses vor dem Umbau.
Aus dem Werke „Berlin anno 1690", mit zwanzig Ansichten nach Zeichnungen von J. Stridbeck d. J.
Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin.

Kurfürsten in dessen Jugend an die Hand von Gustav Adolfs Tochter Christine gedacht, hatten Berliner Gedankengänge eine Zeit lang den Plan gesponnen, den Kronprinzen (Abb. 135 u. 136) mit Ulrike Eleonore, Karls XII. Schwester (und späterer Nachfolgerin), zu verloben. Dem gegenüber stand Wartenberg auf der Seite des englischen Interesses und einer für letzteres gelegeneren Verbindung, und er begegnete sich hierin mit den eigensten Wünschen des achtzehnjährigen Kronprinzen, der mit der ganzen jugendlichen Kronprinzen zusammen, und die nachgiebige Gutmütigkeit des Königs wurde unschwer zum Einverständnis gebracht. Der im Juni veröffentlichten Verlobung folgte am 28. November des gleichen Jahres 1706 die glänzende Hochzeitsfeier zu Berlin.

Sie fand statt unter dem Eindruck neuer preußischer Auszeichnungen im Felde, welche die königlichen Regimenter in diesem Jahre an der Seite der Verbündeten bei Ramillies in Belgien und bei Turin errungen hatten. Dort erfocht am 23. Mai Marlborough



Abb. 100. Die Linden zu Berlin im Jahre 1691.
Aus dem Werke „Berlin anno 1690“, mit zwanzig Ansichten nach Zeichnungen von J. Stridbeck d. J.
Verlag von Amsler & Ruthardt in Berlin.

raschen Leidenschaft einer Jünglingsliebe für seine um ein Jahr ältere Base Sophie Dorothea entflammt war, die Tochter seines Oheims Georg Ludwig von Hannover, des späteren Königs Georg I. von England, und der unglücklichen „Prinzessin von Ahlden“. Sophie Dorothea wird als ein schönes, schlankgewachsenes Mädchen geschildert mit blauen Augen und glänzendem braunem Haar, wie denn späterhin auch der König von der anmutigen und geistvollen Schwiegertochter herzlich entzückt war. Um die Verlobung und sehr rasch darauf folgende Vermählung herbeizuführen, wirkte mit der erwähnten politischen Bemühung die beharrliche Art des den blutigen Sieg, welcher die Franzosen zur Räumung Belgiens zwang, hier siegte Prinz Eugen am 9. September vor den Mauern der von den Franzosen belagerten piemontesischen Hauptstadt, was nunmehr auch die Preisgabe Oberitaliens durch Ludwig XIV. zur Folge hatte. Der von den Niederlagen und Verlusten dieses gewaltigen Krieges ermüdete französische König begann an Verhandlungen zu denken. Aber um so kriegslustiger beharrte auf seiner weiteren Demütigung England, welches seine Fahnen siegreich, die Gefolgschaft des preußischen Militärstaates neu geknüpft und eine Reihe von Erfolgen erkämpft sah, die den allzeit

gesunden Appetit des Inselreiches nur vermehrten. Es war der Moment, da die regierende Whigpartei die Sicherheit größten Gewinns für alle gemachten Anstrengungen und höchstbeträchtlichen Geldopfer in der Hand hatte und nicht der Meinung war, die Ernte vorschnell abzuschließen. Zwar in Spanien gingen im nächsten Jahre 1707 die von Karl III., Kaiser Josefs Bruder, gemachten mäßigen Fortschritte wieder verloren. Bis auf Barcelona, wo Karl sich aufhielt, und einen Teil von Katalonien gehorchte das ganze Land Philipp V. wieder. Aber auf den übrigen Kriegsschauplätzen beherrschten die großen Siege der Verbündeten die Sachlage. Daher konnte der Kaiser, nachdem im März 1707 die letzten Franzosen aus Oberitalien abgezogen waren, im Mai ein Heer unter dem Grafen Daun nach dem Königreich Neapel-Sizilien senden und fand auch bei dessen Besetzung keine ernstlichen Schwierigkeiten.

Bei diesem Heere befanden sich wiederum preußische Regimenter unter dem General von Stille, und diesem fiel die Aufgabe zu, im Jahre 1708 — das einzige Mal, daß dieses geschehen ist — preußische Fahnen gegen das Schlüsselwappen des Kirchenstaates zu führen und feindlich gegen den Papst im Felde zu stehen.

Clemens XI. hatte seinen Feldzug gegen das preußische Königtum fortgesetzt und noch



Abb. 101. Tabakskollegium am Hofe König Friedrichs I.
Gemälde von P. C. Leygebe im Hohenzollern-Museum.

im Jahre 1707 wieder einen Regensburger Reichstagsbeschluß, der für Preußens Angelegenheiten im Erbfolgekriege günstig war und die Anerkennung der Königswürde in sich schloß, einfach „aufgehoben“. Als ferner jene preußischen Soldaten im kaiserlichen Heere während des Sommers 1707 nach Unteritalien zogen, erhoben der Kurfürst von der Pfalz und der Bischof von Münster, wie man wohl mit Recht meint, auf direkten Wunsch der römischen Kurie Vorstellungen, als ob von diesen evangelischen Soldaten unerhörte

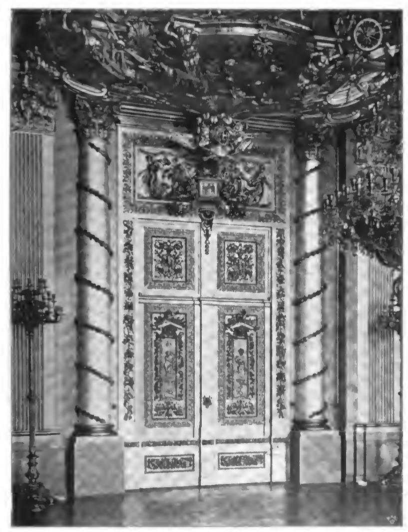


Abb. 102. Die große Thür im Rittersaal des Königl. Schlosses. Von Andreas Schlüter.
Aufnahme von H. Rückwardt in Gr.-Lichterfelde.

Ausschreitungen im Kirchenstaate zu besorgen seien. Ihnen wurde auf diese ziemlich verletzende Einmischung von Berlin aus erwidert: der Papst habe sich in der Sache wegen der angenommenen königlichen Dignität so impertinent erwiesen, daß der König wohl Ursache hätte, es bei dieser Gelegenheit ihn fühlen zu lassen, damit er in Zukunft gegen die evangelischen Puissancen mehr Respekt und Bescheidenheit gebrauche. Aber mit Rücksicht auf die Bittsteller, und weil er auf die gute Zucht der Soldaten Wert

lege, wolle der König Anstalten treffen, daß niemand sich darob mit Fug und Recht beschweren könne.

Bald aber spitzte sich ein Zwischenfall mit dem Nuntius in Köln derartig zu, daß es doch noch zu einer militärischen Maßregel gegen den Nachfolger Petri kam, welcher von überall her seine Pfeile gegen Preußen abzuschießen nicht müde wurde.

Als preußischer Resident und diplomatischer Geschäftsträger befand sich am kurfürstlichen Hofe zu Köln ein Herr von Diest und hatte dort nach allgemeinem völkerrechtlichem Gebrauch den Anspruch, nach seiner Konfession — er war reformierter Protestant — in seiner Wohnung Hausgottesdienst halten zu dürfen. Dieses Herkommen hintertrieb der päpstliche Nuntius als eine angebliche Entweihung des heiligen Köln und führte ein einschreitendes Vorgehen der Stadtbehörde herbei. Nach vergeblichen Versuchen König Friedrichs, eine Zurücknahme dieser Herausforderung zu erreichen, antwortete er im Mai 1708 damit, daß er dem katholischen Klerus der vormaligen Stiftslande Magdeburg, Halberstadt und Minden die Hälfte der Einkünfte sperren ließ und Maßregeln gegen die Jesuiten in Preußen, sowie gegen den katholischen Gottesdienst der kaiserlichen Gesandtschaft zu Berlin in Aussicht stellte. Um den Ausgang dieser lokalen Veranlassung sogleich vorweg zu nehmen, so hat die klare Energie von Friedrichs Auftreten nach einigen weiteren Aufreizungen und Provokationen die Einstellung der kölnischen Anfeindungen zur Folge gehabt und den drohend ausbrechenden Kirchenstreit beendet, ehe er weiteren Umfang und grundsätzliche Bedeutung erhielt.

Inzwischen hatte dieser Anlaß, wie gesagt, auf das Verhältnis zu der römischen Kurie



Abb. 103. Hof des Berliner Schlosses. Von Andreas Schlüter. Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

Einfluß geübt, um so mehr, als Friedrich gegen diese eine treffliche Bundesgenossenschaft erhielt. Da Clemens XI. sich im Erbfolgekriege bedingungslos auf die Seite Frankreichs und Philipps V. stellte, bestand zwischen ihm und Josef I. scharfe Spannung. Der neue Kaiser, welcher in allem weniger zaghaft als Leopold I. war, hatte nicht ungern den Konflikt zwischen Preußen und der Kurie sich einem offenen Ausbruch nähern sehen und seinerseits Preußen zum Angriff auf den Kirchenstaat geradezu ermutigt. Ehe aber etwas derartiges von Preußen her einseitig erfolgte, kam es zum Kriegszustand zwischen dem Kaiser selber und dem französisch ge-





Abb. 104. Das Schloßportal an der Seite der Schloßfreiheit. Von Eosander von Goethe.

sinnten Papste, wobei ersterer die in Unteritalien befindlichen Truppen zur Verfügung hatte und die Unterstützung der mit ihnen vereinigten preußischen Regimenter nachsuchte. So erhielten diese Befehl, den kaiserlichen Feldzug im Kirchenstaate, etwaigenfalls auch gegen die Stadt Rom selbst, mitzumachen, mit dem besonderen Anfügen, daß sie nicht versäumen sollten, bei einer möglichen Einnahme Roms aus des Papstes Geschütz einige gröbere Stücke mit dem päpstlichen Wappen als Beute nach Berlin heimzubringen.

Der neue sacco di Roma, von welchem schon seit Monaten, also vor jeder kriegerischen Zuspitzung so viel die Rede gewesen war, trat trotzdem auch jetzt nicht ein. Die kaiserlichen und preußischen Truppen besetzten einen Teil des Kirchenstaates, von den

päpstlichen Soldaten nicht gehindert, zogen aber nicht auf Rom. Der Bevölkerung war speziell vor den Preußen bange gemacht worden, als ob es keinerlei Greuel gebe, die diese evangelischen Nichtchristen nicht aus purer Lust verübten. Als die Leute aber merkten, daß die ketzerischen Barbaren zum mindesten nicht schlimmer als andere Soldaten seien, wurden sie zutraulich, und es entwickelte sich ein völlig unbefangener Verkehr. Je mehr Widerwärtiges man ihnen erzählt hatte, desto erstaunter und überraschter sahen die Landleute das Thun und Treiben der nordischen Einlagerer und insbesondere den preußischen Feldgottesdienst mit an. Der dieser preußischen Abteilung beigegebene Geistliche erzählte nachmals — wohl etwas allzu optimistisch —, die Italiener hätten, ob sie wohl nicht deutsch verstanden, doch mit den richtigsten äußerlichen Kennzeichen ihrer Erbauung an den Gottesdiensten teilgenommen. Die evangelischen Deutschen, welche in Rom lebten, erzählt er ferner, benutzten dankbar die Gelegenheit, zum Gottesdienst ins Lager herauszukommen und zum Abendmahl zu gehen.

Dieser geruhsame und glimpfliche Kriegszustand wurde dann durch baldige Unterhandlungen zu Ende gebracht. Zwar Clemens XI. persönlich entwickelte gegenüber den kaiserlichen Versöhnungsversuchen eine zähe Renitenz, welche in bemerkenswertem Gegensatz zu seinem Papstnamen stand und eher an die Unbeugsamkeit eines Gregors IX. erinnern konnte. Aber die Kardinäle fühlten sich minder zum Martyrium berufen, wenn dieses auch nur in Unbequemlichkeiten hinsichtlich ihrer Einkünfte aus dem besetzten Teile des Kirchenstaates bestand. Und ihre Einwirkung auf den Oberhirten wurde wirksam unterstützt durch Graf Dauns Ankündigung, im Falle weiteren Widerstandes die Stadt Rom mit Sturm zu nehmen. Der 15. Januar 1709 war als äußerster Termin gesetzt, bis wann die Unterhandlungen zu einem Ende gelangt sein müßten. Keinen Tag früher gab der Papst sich besiegt, aber kurz vor Mitternacht des fünfzehnten wurde die Stipulation der Friedensbedingungen unterzeichnet. Die Kurie gestand Carlos III. den Königstitel zu, wenn sie ihn auch nicht ausdrücklich als den König von Spanien anerkannte; dafür wurden die kaiserlichen und mit ihnen die preußischen Truppen aus dem Kirchenstaat hinweggeführt. Die Episode dieser denkwürdigen österreichisch-preußischen Waffenbrüderschaft und politischen Entente gegen die Kurie kam so zu ihrem Ende und, mit dem Kaiser einigermaßen ausgesöhnt, konnte Clemens erst recht fortfahren, noch manchenorts seine alten Beschwerden über das preußische Königtum wieder vorzubringen und diesem kleine Ärgerlichkeiten zu bereiten. Von solchen sei aus Friedrichs Regierungszeit nur noch erwähnt, daß auf der Frankfurter Tagfahrt zur Kaiserwahl im Herbst 1711 der Nuntius Kardinal von Albani beauftragt war, vor der Wahlversammlung aufs neue gegen die Existenz eines Königs in Preußen zu protestieren. Indessen Graf Christof Dohna, welcher mit der Vertretung der brandenburgischen Kurstimme als preußischer Wahlgesandter betraut war, ließ den Kardinal sehr ernstlich wissen, daß letzterer *diesen* Auftrag nur auf seine persönliche Gefahr hin ausführen würde, er werde damit nicht billig fortkommen. Überdies erklärte Dohna bündig, daß die Zeiten vorbei seien, da die Päpste sich in deutsche Wahlangelegenheiten gemischt, und der Kardinal sei lediglich als fremder Edelmann anwesend. Der Nuntius, welcher vergeblich bei dem Kurfürsten von Mainz Aufmunterung suchte, unterließ dann den Protest und that sogar alles, um den Glauben zu erwecken, er habe einen solchen nie beabsichtigt. Und dem Grafen Dohna machte er bei einer geselligen Veranstaltung, wo er jenen vorfand, eine zuvorkommende Reverenz. König Friedrich hatte die neue Herausforderung, als sie bevorstand und ihm gemeldet wurde, sehr ernsthaft genommen und mit Weisungen gedroht, im Falle der geringsten mündlichen oder schriftlichen Provokation von neuem in den Kirchenstaat einrücken zu lassen, wo er diesmal „mit Feuer und Schwert" Vergeltung üben werde.

Durch den Vertrag vom 15. Januar 1709 war die moralische Unterstützung des Papstes der Sache Frankreichs entwunden, und in den spanischen Niederlanden waren die Verbündeten auch im Kriegsjahre 1708 glücklich geblieben. Ludwig hatte hierher alles zusammengezogen, was er überhaupt von Streitkräften ins Feld zu stellen hatte, aber in der Schlacht von Oudenaarde am 11. Juli 1708 erfochten die vereinigten



Friedrich und seine Gemahlin im Tabakskollegium. Ausschnitt aus dem in Abb. 101 wiedergegebenen Gemälde. Von P. C. Leygebe.



Abb. 105. Brautkammer im Schloß zu Berlin. (Die Wanddekoration stammt aus der Zeit Friedrichs I.) Aufnahme von H. Rückwardt in Gr.-Lichterfelde.

Heere Eugens (Abb. 121) und Marlboroughs (Abb. 122) abermals den Sieg. Ludwig sah keine andere Möglichkeit, als die der Friedensunterhandlung; er knüpfte mit den Generalstaaten an, welche sich sagen mußten, daß ihre Anstrengungen ihnen schwerlich den Hauptteil der Siegesfrucht gewinnen würden. Indessen waren sie ehrlich genug, gemäß den Abmachungen der Großen Allianz an einen Sonderfrieden nicht zu denken, und im Haag begann daher im März 1709 ein allgemeiner Friedenskongreß zu tagen. Auf diesem war

Preußen in der Lage, im Sinne des deutschen Reiches und der deutschen Nationalität Forderungen zu begründen, welche Recht und Billigkeit durchaus auf ihrer Seite hatten und hiernach, wie nach der Lage Ludwigs XIV. betrachtet, keineswegs aussichtslos waren. 1707 war die letzte des Hauses Longueville, Maria von Nemours, gestorben, und nun mußte das Fürstentum Neuenburg an die Oberlehnsherrschaft heimfallen, d. h. an Preußen als Rechtsnachfolger von Oranien. Freilich trat der Prinz von Conti als Verwandter und angeblicher Rechtsnachfolger der Longueville auf, aber Friedrich kam allem durch eine schützende Besetzung des Fürstentums zuvor (Abb. 131). Dessen evangelische Stände hießen, ermutigt von der Berner Regierung, die Wendung nur willkommen und sprachen sich am 3. November 1707 für das Vorgehen des preußischen Königs aus, der „nach Recht und Wahl" ihr Fürst sei. Auch die Eidgenossenschaft im großen und ganzen war für den protestantischen König als neuen Nachbar und als Herrn des im Schirm der Eidgenossenschaft stehenden Fürstentums gestimmt. Preußens Herrschaft in Neuenburg bot überdies Gewähr und Grenzschutz gegen Frankreich, während dieses unter Ludwig XIV. die Eidgenossen wieder mit denselben Gefahren bedrohen konnte, die einstmals Karl der Kühne von Burgund ihnen bereitet hatte. Es verband ihr Interesse noch ferner mit demjenigen Friedrichs, daß sie wünschen mußten, gegen das verdächtige und katholisch reaktionäre Frankreich womöglich eine weitere, äußere Grenzbarriere im Westen, außerhalb des eigenen Bereiches der Eidgenossenschaft, zu erhalten. Das Reich seinerseits hatte in demselben Jahre, da Friedrich Neuenburg besetzte, dessen Ansprüche auf die Grafschaft Mörs als oranisches Erbe anerkannt, England sich mehrfach für diese preußischen Forderungen und deren Durchführung beim Friedensschluß verpflichtet. Friedrich konnte also zuversichtlich und thatkräftig vorgehen. Nun gehörten, wie früher erwähnt, zu jenem Erbe auch eine Anzahl von Besitzungen in der Freigrafschaft Burgund, welche seit dem Nimweger Frieden bei Frankreich war. Im Mai 1709 reichte der preußische Gesandte beim Friedenskongreß im Haag, von Schmettau, den unterhandelnden Mächten eine von Preußen übermittelte Bittschrift ein, worin die Bewohner der Freigrafschaft um ihre Wiederbefreiung von der französischen Knechtschaft, wie sie sich ausdrückten, und um Wiederherstellung ihrer alten staatsrechtlichen Verhältnisse nachsuchten. Diese letzteren hatte die preußische Krone schon seit längerer Zeit genau untersuchen lassen. Sie selber verfolgte hier nichts, als ihren loyalen Anspruch auf die oranischen Besitzungen; im übrigen wäre der Heimfall der Freigrafschaft an das Reich, zu welchem sie auch unter der spani-



Abb. 106. Eosander von Goethe. Stich von J. G. Wolffgang.



Abb. 107. Das Silberbüffett im Königl. Schlosse zu Berlin.
Stich von M. Engelbrecht nach Eosander von Goethe.

schen Landeshoheit bis 1679 gehört hatte, dem Territorialbesitz Österreichs außerordentlich zu gute gekommen, da dieses hier als Nachfolger der spanischen Habsburger in Betracht kam, und hätte ferner dem Reiche die in diesem alten Reichskreise entfremdeten Kompetenzen, sowie eine Anzahl Reichsstände und Reichsstädte wieder zugeführt. Aber im Haag fand die ganze Angelegenheit sehr laues Interesse. England betrieb die Einheimsung von Kolonien, maritimen Stützpunkten und Handelsvorteilen; solange diese nicht unter Dach und Fach gebracht waren, war das Versprechen, Preußen in der oranischen Angelegenheit zu helfen, und die Aussicht, sich in Verbindung damit für das Reich interessieren zu sollen, nur lästig. Die Niederlande hätten am liebsten wie England gethan und dachten im übrigen an die ihnen zugesprochene Sicherung ihrer Grenzbarriere gegen Frankreich, anstatt an die Wiederherstellung derjenigen des Reiches oder gar an die Förderung der ihnen sehr unbequemen oranischen Ansprüche Preußens. Und der Kaiser verfolgte mit Spanien und dessen Nebenlanden eine viel zu große Angelegenheit des Hausinteresses, um für die Freigrafschaft Sinn zu haben. Im Gegenteil, ihm konnte die Eröffnung einer dortigen Aussicht Habsburgs nur gefährlich scheinen, da sie den anderen Mächten leicht dazu dienen würde, das habsburgische Haus für größere Verzichte zu entschädigen, die sie ihm anderweitig aufnötigten. Die österreichische Diplomatie benutzte in der That die eheste Gelegenheit, die Angelegenheit der Freigraf-



Abb. 108. Der Rittersaal mit dem Silberbüffett im Königl. Schlosse. Von Andreas Schlüter.
Aufnahme von H. Rückwardt in Gr.-Lichterfelde.



Abb. 109. Die Brandenburgische Kammer im Königl. Schlosse. Von Andreas Schlüter.
Aufnahme von H. Rückwardt in Gr.-Lichterfelde.

schaft aus den Verhandlungen ganz auszuscheiden. Diese selbst wurden überdies im Mai wieder abgebrochen, weil dem König Ludwig die Verzichte, die man von ihm forderte, solche schienen, wie er sie auch nach völliger Niederlage nicht schwerer einzugehen brauchte. Allerdings eine solche bedeutete es, als nun das Heer, das er mit größten Anstrengungen noch einmal nach den spanischen Niederlanden unter dem Befehl von Villars sandte, am 11. September 1709 bei Malplaquet von den aufs neue zusammenwirkenden beiden größten Feldherren der Zeit, Prinz Eugen und Lord Marlborough, geschlagen wurde. Wieder standen die Preußen in den Schlachtreihen der Verbündeten, unter General von Lottum, und diesmal war auch der junge Kronprinz anwesend, dessen Kaltblütigkeit im Gefecht viel Bewunderung erregte. Es war keine militärische Vernichtung der Franzosen, denn sie zogen sich noch rechtzeitig und in ziemlicher Ordnung zurück. Aber die neue Niederlage mußte zu der Überzeugung zurückführen, daß gegenüber der Geschlossenheit der Großen Allianz Frankreichs Heil nicht mehr von den Waffen zu erwarten sei. Ludwigs Diplomatie war nun um so geschäftiger am Werke, die Interessen der Gegner zu zersplittern. Ihr lag nicht wenig daran, Preußen aus der Reihe der Verbündeten zu ziehen. Die Sachlage war die alte: Friedrich hatte Grund genug, gegen seine Alliierten verstimmt zu sein und wenig Vertrauen auf ihre Vertragstreue und ihre Zusagen zu setzen; dagegen mußte ihm der nordische Krieg nach wie vor er-

wünscht machen, die Hände frei zu bekommen. Und die materielle Unterstützung, die er nicht entbehren konnte, konnte ihm möglicherweise Frankreich bringen, das mit ihm unterhandelte und sich deutlich geneigt zeigte, schon für bloße Neutralität im Erbfolgekriege große Zugeständnisse zu machen. So standen die Dinge, als im April 1710, wie früher Marlborough, der Prinz Eugen als berühmter und hochstehender Gast in Berlin erschien. Er kam im kaiserlichen Auftrage und es gelang ihm denn auch, König Friedrich bei der alten Richtung der Vertragstreue und ritterlichen Gutmütigkeitspolitik festzuhalten.

Seit dem März 1710 waren neue Friedenserörterungen zwischen Frankreich und den Verbündeten zu Gertruidenberg im Gange. Ludwig war, um nur Frieden zu haben, zu weiter gehenden Verzichten als jemals bereit, wollte Karl III. als Herrn von Spanien anerkennen, sich auch zur Herausgabe von Straßburg und zur Neuregelung der elsässischen Verhältnisse verstehen. Dem gegenüber sagten sich die verbündeten Großmächte, daß der Krieg gegen Philipp V. trotzdem werde weitergeführt werden müssen und Frankreich unterdessen Ruhe gewinne, um neue Kräfte zu sammeln. Auch war der englischen Politik zur Zeit an Frieden noch nicht ernstlich gelegen, sie wünschte Frankreich bis zur dauernden Erschöpfung zu bekriegen. So forderte man von Ludwig XIV., daß er sich aktiv an der Vertreibung seines Enkels aus Spanien beteilige. Diese Zumutung allerdings wies Ludwig entrüstet zurück.



Abb. 110. Fensterlaibung in der Brandenburgischen Kammer des Königl. Schlosses zu Berlin. Von Andreas Schlüter.
Aufnahme von H. Rückwardt in Gr.-Lichterfelde.

Seine derzeit einzige Ermutigung war, daß er sah, wie die Spanier offenbar zur Liebe für Carlos III. nicht würden gezwungen werden können. Aber dann sollte sich nach so viel Schicksalsschlägen die Fortuna mehr und mehr wieder auf seine Seite wenden. Der Krieg von 1710 wurde von den Verbündeten teils nur müde, teils (in Spanien) sogar unglücklich geführt. Und am 17. April 1711 starb Kaiser Josef I. Er war derjenige, welcher von deutscher Seite dem Kriege seinen energischen Charakter erst gegeben hatte. Was aber weit mehr ausmachte: Josef hinterließ als Erben der österreichischen Lande seinen Bruder Karl, eben den zum König von Spanien erklärten Gegenbewerber Philipps V. Diesem Karl VI. als einem neuen Karl V. ein Weltreich in die Hände zu legen, welches sich von den Karpaten Siebenbürgens bis an den Stillen Ozean und zu den Philippinen erstreckte, dazu konnten sich die Seemächte bei allem augenblicklichen Vernichtungseifer gegen Frankreich unmöglich entschließen. Ludwig XIV. atmete auf und schöpfte wieder die alte Zuversichtlichkeit. Seine auswärtigen Vertreter brachten alsbald in Dresden, Berlin und Hannover die Kaiserwahl aufs Tapet und wollten alle drei Fürsten gleichzeitig, das heißt jeden einzeln bewegen, sich in der Sache der Kaiserkrone dem Wiener Kandidaten, Karl, entgegenzustellen, wodurch sie sofort auf die Seite der geächteten Kurfürsten von Bayern



Abb. 111. König Friedrich I. Gemälde in der Roten Sammetkammer des Königl. Schlosses. Aufnahme von H. Rückwardt in Gr.-Lichterfelde.

und Köln und auf diejenige Ludwigs hätten hinübergeführt werden müssen. Indessen der König von Preußen dachte an keine Bewerbung um die Kaiserkrone, so oft auch zur Zeit der preußischen Königtumsfrage die jesuitischen Privatdiplomaten es für möglich gehalten hatten, Friedrichs Ehrgeiz, dessen Art sie doch nicht ganz richtig verstanden, auf dieses fernere Ziel aufmerksam zu machen. Preußen-Brandenburg, ebenso wie Kursachsen und Hannover, stimmte am 12. Oktober 1711 bei der Kaiserwahl zu Frankfurt für



Abb. 112. Supraporta im Rittersaal des Kgl. Schlosses. Von Andras Schlüter. Aufnahme von H. Rückwardt in Gr.-Lichterfelde.

Whigs, als die eigentliche Kriegspartei, welche für Englands See- und Handelsmacht den großen Kampf gegen Frankreich und die spanische Frage bis zum äußersten hatten ausnützen wollen, büßten die Oberhand in England ein, während gleichzeitig ihr Vorkämpfer Marlborough die persönliche Huld der Königin Anna verlor. Seit den Wahlen von 1710, welche den wesentlich agrarischen Tories die Bestimmung über Englands Politik gaben, begann letztere dem Frieden oder richtiger der Festlegung des gemachten Gewinns zuzusteuern. Unbekümmert durch die Bestimmung des Allianzvertrages, welche Sonderfrieden ausschloß, trat England in Verhandlungen mit Frankreich, aus welchen im Oktober 1711 ein

Karl. Preußen hatte dabei für sich keine besonderen Forderungen gestellt, sondern alsbald nach Josefs Tode dessen in Spanien weilenden Bruder in generöser Weise wissen lassen, daß er auf die brandenburgische Kurstimme rechnen könne. Nur unter Benützung der Gelegenheit, nicht als Bedingung war die schlesische Frage wieder aufgenommen und in der gleichen Art, wie schon 1694, auf ihre Ungelöstheit hingewiesen worden: daß Preußen um seinen Anspruch „auf eine unbillige Art“ gebracht worden sei. Karl VI. war Kaiser; die ganze Erbschaft Karls II. heimzubringen, konnte er aber von keinem noch so günstigen Frieden mehr hoffen. In der gleichen Zeit erlebte Ludwig auf unerwartete Weise, daß er des englischen Hauptfeindes, wenn auch unter Opfern, ledig wurde. Die

geheimes Abkommen entstand. In diesem war das Ziel der früheren Kriegspartei vollkommen wahrgenommen, England als die führende Seemacht aus diesem Kriege hervorgehen zu lassen. Frankreich trat Neufundland, Neuschottland und die Hudsonbai an England ab, gestand diesem Gibraltar und Port Mahon auf der Baleareninsel Minorca zu, obwohl letzterer Hafen ein beständiges Trutz-Toulon gegen Frankreich bilden mußte, und verstand sich auch zur Unbrauchbarmachung des Hafens von Dünkirchen, welcher lange Zeit den gegen England fahrenden Freibeutern so trefflichen Unterschlupf geboten hatte. Ferner wurden Handelsverträge Frankreichs und Spaniens mit England ausgemacht, die diesem sehr große Vorteile, darunter das Monopol des

Sklavenhandels nach dem spanischen Amerika, überließen. Dafür durfte Ludwig auf Englands Gegenleistung sowohl während der weiteren Kriegsführung, wie auf der künftigen Friedensversammlung rechnen.

Die erstere entrichtete England in Gestalt einer treulosen Passivität in entscheidenden Momenten auf dem belgischen Kriegsschauplatze. Es war noch die Frage, ob, wie die englischen Truppen, unter welchen sich übrigens mancher geworbene Deutsche befand, auch die selbständig formierten Regimenter, welche kriegführende deutsche Fürsten in englischen Sold gestellt hatten, sich ohne weiteres dem Befehl aus London zu fügen hätten, nicht mehr mitzukämpfen. Die Frage kam zur Entscheidung, als Prinz Eugen die Truppen gegen Villars heranziehen wollte. Der hannöversche General von Bülow, an den es zuerst kam, lehnte die durch die Umstände direkt schmähliche Zumutung ab, und Leopold von Dessau (Abb. 132) mit den Preußen erklärte, er habe mit seinen Truppen „zu des gemeinen Wesens Bestem sich gebrauchen zu lassen". So geräuschvoll später in England die Entrüstung über den „Ungehorsam" dieser Deutschen war, hat König Friedrich das Verhalten Leopolds ausdrücklich gebilligt. Allerdings wurde damit England ein billiger Vorwand geliefert, angesammelte Soldschulden nicht mehr zu bezahlen. Die deutschen Hilfstruppen Englands blieben fortan bei Eugens Armee, aber mit einer zuversichtlichen und erfolgreichen Kriegsführung war es vorbei. Der Rest des Krieges brachte eher noch französische Erfolge.

England hatte sich auch beeilt, seine Verbündeten, die nicht wußten, in wie weitgehendem Grade sie England schon verloren hatten, durch angedrohte Sondermaßregeln zur widerstrebenden Beschickung des Friedenskongresses zu bringen, der auf den Januar 1712 nach Utrecht zusammenberufen wurde. Obwohl die Abrechnung mit London schon vorweggenommen war, erforderte die Regelung des übrigen doch noch viele Monate. Was die preußischen Forderungen anbetrifft, so war an eine Herausgabe des Fürstentums Orange durch Frankreich oder an die ehemaligen Pläne hinsichtlich der Freigrafschaft Burgund nicht weiter zu denken. Im übrigen waren ja Friedrichs Ansprüche schon erledigt, er hatte Neuenburg mit Valendis seit 1707 in der Hand und ebenso die Grafschaften Mörs und Lingen, welche ihm ebendamals von Reichs wegen zuerkannt worden waren und 1711 auch von den Generalstaaten zugebilligt wurden. Doch wollten die Niederländer noch während der



Abb. 113. Gartenvilla des Herrn van Kamecke. (Jetzt Loge Royal.)
Von Andreas Schlüter. Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

letzten Friedensunterhandlungen die Stadt Mörs nicht herausgeben, und die Stadt selbst wollte nicht huldigen. Da war es der Kronprinz von Preußen, welcher militärische Abhilfe anregte und durchsetzte. Am 7. November 1712 nahm Leopold von Dessau, der noch im Anschluß an Eugens Truppen einigermaßen in der Nähe stand, die Stadt durch nächtliche Überrumpelung ein, und nun huldigte sie. Da aber die niederländische Besatzung nicht weiter behelligt worden war und sie von selbst nicht ging, schloß man am Sylvestertage 1712 den holländischen Offizieren ihre Quartiere zu und stellte Posten davor, führte darauf die niederländischen Soldaten abteilungsweise aus der Stadt, hinterdrein die Offiziere auch und schloß die Stadtthore zu. Da Preußen in seinem Rechte war, konnte es gemächlich mit ansehen, daß man sich bei den Generalstaaten hierüber ärgerte.





Abb. 114. Schaumünze auf den Bau des Schlosses, 1704.

Für Friedrichs formellen Verzicht auf Orange und die Güter in der Freigrafschaft trug die preußische Diplomatie doch noch eine Entschädigung davon, welche von Frankreich zugestanden und gegen den Kaiser unterstützt, ferner auch als Abschlag für die früheren Versprechen von England gefördert wurde. Ein Teil des alten Herzogtums Geldern, das sogenannte Oberquartier Geldern mit der gleichnamigen Stadt, hatte sich 1579 bei dem Abfall der Niederlande von Spanien nicht beteiligt und bildete somit nun einen Teil der spanischen Erbschaft. Dieses bequem gelegene und fruchtbare Ländchen sprach Preußen jetzt an, teils wegen alter jülich-klevescher rechtlicher Beziehungen, teils zur Entschädigung für Kriegskosten, und verfocht seine Forderungen gegen den heftigen Widerstand der Generalstaaten und des Kaisers. Allerdings kostete der diplomatische Kampf die äußersten Anstrengungen und außerdem 50 000 Thaler, die zur Interessierung des englischen Gesandten Lord Strafford notwendig waren. Aber er wurde somit glücklich durchgefochten, und am 11. April 1713 trat König Ludwig XIV., im Namen seines spanischen Enkels, von den spanischen Niederlanden das Oberquartier Geldern an Preußen ab. Ferner erkannte er die preußische Königswürde sowie die preußische Herrschaft in Neuenburg an. (Die Frage der in den Generalstaaten und in den spanischen Niederlanden belegenen oranischen Güter wurde erst 1732 unter Friedrich Wilhelm I. geregelt.)

Jener 11. April 1713 war der Tag des allgemeinen Friedens zu Utrecht zwischen den kriegführenden Mächten, wovon nur der Kaiser und das Reich sich noch ausschlossen. Wir bringen nur die Hauptpunkte der Abmachungen in Erinnerung. Den Frieden schlossen Frankreich (für Spanien mit), England, die Generalstaaten, Preußen, Portugal und Savoyen. Philipp V. blieb König von Spanien, das aber nie mit Frankreich in Personalunion gelangen durfte, und von den spanischen Kolonien. Karl VI. sollte, sobald er dem Frieden beitrete, die spanischen Niederlande (außer dem Ober-



Abb. 115. König Friedrich I. Gemälde im Königl. Geh. Staatsarchiv.

quartier Geldern), Mailand, Neapel und Sardinien bekommen. Die Generalstaaten erhielten ihre langbesprochene Barriere in Gestalt des Besatzungsrechtes in einer Reihe von Plätzen der nunmehr österreichischen Niederlande, welche letzteren ihnen so lange übergeben wurden, bis der Kaiser den Frieden anerkennen und ihnen die Barriere zugestehen würde. Aber sie erhielten keine Kolonie, keine überseeische Station, sie blieben, wie der berühmte nordamerikanische Historiker der Seemachtverhältnisse, Mahan, kurzweg sagt, „hoffnungslos zurück". Was mehr als ein Jahrhundert lang allen Augen verborgen gewesen war, lag plötzlich zu Tage: daß die Niederlande und ihre Macht ein Leib ohne Rumpf, ein künstliches Wesen ohne eigene territoriale Fundierung gewesen waren; die Hinüberwandlung der jüngeren Seemacht zu zielbewußter politischer Rücksichtslosigkeit hatte sie in kurzen Jahrzehnten beiseite geschoben. Sie hatten dem alten

Erbfeinde Frankreich die spanischen Niederlande aus den Klauen reißen helfen, aber des Sieges froh zu werden und seinen Nutzen zu ernten, reichte ihre aufgebrauchte Lebenskraft als Großmacht nicht mehr aus. England behielt das mit dem Oktober 1711 Erreichte: Stützpunkte künftiger Machtentwickelung in Nordamerika wie im Mittelmeer und immense Handelsvorteile. Portugal blieb in englischer Vormundschaft; Savoyen erlangte die Königswürde mit der

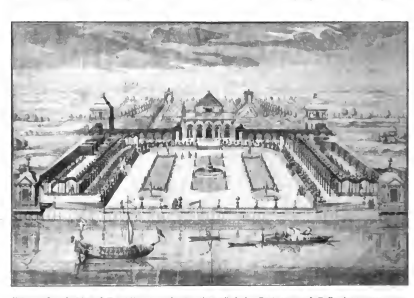


Abb. 116. Das Lustschloß Monbijou in ursprünglicher Gestalt. Radierung von J. B. Broebes (ca 1670—1733).

Insel Sizilien (welche es nach dem rastlos betriebenen Wunsche Österreichs 1720 gegen Sardinien austauschte). Noch fehlten der Kaiser und das Reich, denen doch nur übrigblieb, sich anzuschließen, da Prinz Eugen nicht im stande war, das Wiedervordringen der Franzosen, welche Landau und Freiburg eroberten, aufzuhalten. Am 7. März 1714 schloß Karl VI. mit Frankreich zu Rastatt Frieden und erhielt das ihm zu Utrecht Ausgemachte aus dem spanischen Erbe. Das Reich brauchte noch einen weiteren Sommer, um am 7. September 1714 zu Baden im Aargau mit seinem Frieden zu stande zu kommen, welcher nichts Neues brachte, als daß er die Abtretung Landaus kostete. —

Sonstige auswärtige Verhältnisse. Regierung und spätere Lebensjahre Friedrichs I.

Im nordischen Kriege ist es zu irgend welcher Aktion Preußens nicht gekommen. So wird diese Regierung Friedrichs nach der auswärtigen und militärischen Richtung hin in ihrem zweiten Teil dadurch charakterisiert, daß sie ihre Heereskraft mit bedeutenden Anstrengungen und im einzelnen mit vielem schönem Ruhm für die preußischen Fahnen an Punkten einsetzte, einsetzen mußte der Sachlage nach, wo ein entsprechend lohnender Erfolg von vornherein für Preußen nicht in Betracht kam, daß sie dagegen die lockende Gelegenheit versäumen mußte, ihr Gewicht in die Wagschale der Entscheidungen zu werfen, welche in unmittelbarer östlicher und nördlicher Nachbarschaft Preußens die dortigen Machtverhältnisse verschoben. Besonders in den ersten Jahren des nordischen Krieges wäre, um aus dem dichtverschlungenen diplomatischen Gewirr der nach und von allen Seiten geknüpften und wieder gelockerten Beziehungen und Verhandlungen nur das knappe Gesamt-

bild herauszuheben, eine Beteiligung Preußens beiden kriegführenden Parteien sehr willkommen und entsprechende Zugeständnisse wert gewesen. 1703 warben sowohl Karl XII. wie Rußland und Polen mit weit aussehenden Teilungsprojekten um die aktive preußische Bundesgenossenschaft. Schweden wollte ihr zum Lohne das polnische Westpreußen und Litauen zuwerfen, die polnisch-russische Diplomatie eröffnete Aussichten auf schwedische Reichsgebiete an der Ostsee. Dies waren die alten pommerschen Hoffnungen des Großen Kurfürsten; aber auch jene anderen Darbietungen waren wertvoll genug und bedeuteten die Herstellung einer bitter vermißten territorialen Vereinigung der östlichen anhaltung größerer Schwierigkeiten verdankte: ein Fürst, mit dessen äußerer Art diejenige Friedrichs weit verwandter war als mit der des rauh-einfachen Schweden, obwohl dem Brandenburger der großzügige (auch politische) Leichtsinn und die unbändige Genießerlust des berühmten Dresdener Epikureers völlig abgingen und seine gutherzig-weiche Natur sich eben nur in dem Mangel jedes Spartanertums und in der Hinneigung zu der modischen Pomphaftigkeit des Zeitalters mit derjenigen Augusts des Starken berührte. Und zweitens der Zar Peter (Abb. 142), das neu emporgestiegene Mirakel der europäischen Welt, welche bisher noch nicht gewohnt gewesen war, den russischen Osten und dessen Ge-





Abb. 117. Schaumünze auf die Erbauung der steinernen Schleuse zu Berlin, 1694.

Staatsgebiete. Schwer möchte zu sagen sein, wohin Friedrich, was die Personen der kriegführenden Fürsten anlangt, eher neigte. Auf schwedischer Seite ein anziehender, bewunderungswerter junger Kriegsheld (Abb. 133), als evangelischer König und Erbe Gustav Adolfs der Sympathie des in seiner evangelischen Haltung festen und bewußten norddeutschen Königs nach der einen Seite hin näher gerückt, während doch wieder andererseits die brandenburgische Geschichte mit so viel Erinnerung an schwedische Vergewaltigung belastet war. Auf der entgegengesetzten Seite erstlich August von Polen, mit dem Friedrich öfter Verkehr und im ganzen auch gute Freundschaft gehalten hat und dem Friedrich in der Frage des preußischen Königtums, so wenig August deren Anerkennung herbeizuführen auf sich nahm, immerhin die Hinten- biete überhaupt zu sich hinzuzurechnen. Friedrich hatte die persönliche Bekanntschaft Peters im Mai 1697 gemacht. Damals kam der junge Russenfürst, nachdem er eine stellvertretende Regentschaft eingesetzt hatte, auf seiner berühmten Informationsreise nach Westeuropa durch Königsberg, wo der damalige Kurfürst sich gerade aufhielt. Peter kam bekanntlich in der Form, daß er sich inkognito einer von ihm selbst abgeordneten Gesandtschaft angeschlossen hatte. Am 28. Mai ward diese Gesandtschaft in Königsberg eingeholt, am 30. hatte sie feierliche Audienz bei Friedrich in dem Saale, welcher seitdem den Namen Moskowitersaal behielt und wo am 18. Januar 1701 das Krönungsmahl stattfand. Wurde bei dieser Audienz in korrekter Absichtlichkeit keine Notiz davon genommen, daß im Gefolge der Gesandten der Zar selber stand,

so waren nachmals dieser und der Kurfürst doch mehrfach beisammen. In der Hofgesellschaft, wie im Lande machte dieser ganze eigenartige Besuch ein außerordentliches Aufsehen, ähnlich, als wenn in den jünger hinter uns liegenden Jahrzehnten zum erstenmal ein persischer Schah in den europäischen Residenzen erschien. Ungezählte Anekdoten blieben übrig, die neugierig-müßigen Damen bei Hofe wußten kichernd noch lange zu erzählen, was ihnen der moskowitische Fürst beim Tanzen alles gesagt und wie er sich über die Korsettstangen ihrer harten Schnürpanzer ereifert habe, welche doch seit Jahrzehnten Versailler Mode und nur eben in die ungebildete Barbarei des Moskowiterreiches noch nicht gedrungen waren. Friedrich ist später noch wieder zu politischer Besprechung mit Peter zusammengekommen; irgend ein auf gegenseitiger ernsthafter Würdigung beruhendes persönliches Verhältnis zwischen dem großen Reformator und Begründer des modernen Rußland, der — auf leerem und ausgedehnterem Arbeitsfelde — so viel Parallelität mit Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg aufweist, und des letzteren Sohne hat sich ersichtlich nicht eingeleitet. — Damals, 1703, wäre der Zeitpunkt für Preußen gewesen, das immerhin kühne und gefährliche Wagnis einer Einmengung in den nordischen Krieg zu versuchen. Aber Friedrichs Truppen waren durch seine politischen und Subsidienverträge bei den Heeren der Seemächte, des Kaisers und auch bei den Reichskontingenten festgehalten; sie zu lösen, war nach gegebenem Wort wie auch nach der faktischen Ausführbarkeit damals unmöglich. In dieser Situation hat Friedrich im Frühjahr 1704 an weitgreifende Maßregeln gedacht, noch weitere Kämpfer, gewissermaßen eine zweite preußische Heeresorganisation, unter die Waffen bringen zu können, indem außer 12000 Mann Soldtruppen 30000 Landmilizen und ebenso sämtliche Jäger zu militärischer Leistung verwendet werden sollten. Indessen über der Schwierigkeit, die Hauptkosten dieses Unternehmens, welches zum größeren Teil doch immer nur eine Landwehr im eigentlichen Sinne des Wortes beschafft hätte, von den Unterthanen aufbringen zu lassen, und über dem Widerstand, welchen die Stände erhoben, ist der Plan bald nach seiner Geburt ins Stocken gekommen und gescheitert. Was Friedrich aus seinen Verhandlungen während dieser Periode des nordischen Krieges davongetragen hat, ist die Anerkennung seiner Königswürde durch Schweden, welche im August 1703 erfolgte. — Später war es zu verschiedenen


Adreß Calender / Der Kön. Preuß. Haupt- und Residentz-Städte Berlin und daselbst befindlichen Königl. Hofes / Auch anderer hohen und niedern Collegien, Instantien und Expeditionen. Auff das Jahr CHRISTI / MDCCVII. Mit Approbation Der Königlichen Societæt der Wissenschafften.

Abb. 118. Titelblatt des ersten Berliner Adreßbuches



Abb. 119. Der Kupferstecher Johann Georg Wolffgang. Stich von Gericke nach G. A. Wolffgang.

Malen Friedrich, welcher sich in der Rolle befand, dem jeweiligen Sieger im nordischen Kriege Bündnis- und Teilungsvorschläge zu machen. Aber diese mehrfältigen Anerbieten, mit leeren Händen demjenigen dargereicht, welcher gerade auf der Höhe des Erfolges stand, sind sowohl von Karl in der Periode des Altranstädter Friedens wie von Peter um 1709 herum ziemlich geringschätzig behandelt worden. Wir haben an anderer Stelle schon erwähnt, wie auch durch die persönlichen Bemühungen Marlboroughs und später Eugens die Versuche König Friedrichs, von der Großen Allianz loszukommen, weil sie ihn in der Pünktlichkeit der Subsidienzahlungen und anderweitig enttäuschte, eben in Momenten, die zu einen Abschwenken in den nordischen Krieg verlockten, zu drei Malen aufgehalten und rückgängig gemacht worden sind, zuletzt 1710. Als im August 1711 die russischen und polnischen Truppen auf Stralsund und Wismar durch preußisches Gebiet zogen, befand sich gegenüber diesem schrecklich verheerenden Durchmarsch Preußen in ohnmächtiger, duldender Lage. Aber nicht ehrenvoller war die Lage der Großen Allianz, welche im März und Mai 1710 im Haag die Neutralität der deutschen Reichsgebiete Schwedens verfügt hatte und nicht einmal imstande war, das in dieser zweiten Verfügung beschlossene Observationskorps aufzustellen.



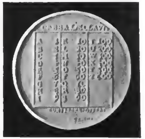


Abb. 120. Schaumünze mit kabbalistischer Rechnung auf 1705.



Abb. 121. Prinz Eugen. Stich von J. Smith nach D. Richter

Mehrmals durchkreuzte der nordische Krieg das preußische Verhältnis zu **Elbing**. Die Stadt



König Friedrich I. Stich von J. G. Wolfgang nach J. F. Wentzel.



Königin Sophie Charlotte. Stich von J. G. Wolffgang nach J. F. Wentzel.

war seit frühen Zeiten des Großen Kurfürsten als Pfand für unbezahlte Subsidien von Polen an Brandenburg überwiesen worden und wurde ihm dennoch vorenthalten. Da suchte Friedrich im Oktober 1698 diesen alten Handel zu Ende zu bringen, indem er die Stadt durch den General von Brandt mit 1100 Mann besetzen ließ. Polen wollte nunmehr die Pfandschaft lösen, Friedrich mußte sogar so weit nachgeben, daß die alte Schuld von 400000 auf 300000 Thaler herabgesetzt wurde. Aber die Zahlung blieb auch jetzt aus, und Elbing wurde 1703 abermals von Preußen eingenommen, welches viel diplomatische Mühe aufgewendet hat, sich durch den nordischen Krieg mit diesem Besitz hindurchzubringen. Im Jahre 1710 eroberten die Russen, um sie vor den Schwede nwegzunehmen, die Stadt, und danach kam sie noch wieder — bis 1772 — an Polen.



Abb. 122. Marlborough. Stich von J. Smith nach G. Kneller.

Einen friedlichen Herrschaftserwerb machte Friedrich, indem er 1698 von August von Sachsen, der für seine polnische Wahl viel Geld gebraucht, um 340000 Thaler die Vogtei über das Reichsstift Quedlinburg, ferner die über die Stadt Nordhausen, sowie das Amt Petersberg bei Halle kaufte. Die evangelische Äbtissin von Quedlinburg, eine geborene Prinzessin von Sachsen-Weimar, sah zwar diesen Wechsel in der Schirmvogtei ebenso ungern, wie es die Stadt Nordhausen that, aber durch Entsendung eines Truppenkommandos wurde allen Protestgedanken ein Ende gemacht. Von dem Grafen Wilhelm Moritz von Solms-Braunfels kaufte Preußen 1707 die Grafschaft Tecklenburg und vereinigte sie wieder mit Lingen, wie es beide Gebiete in alten Jahrhunderten gewesen waren.

In Friedrichs Regierungsführung und am Hofe behauptete Kolb von Wartenberg seinen nach Danckelmanns Sturz gewonnenen maßgebenden Einfluß fort, trotz aller Bemühungen, ihn auszudrängen. Der Versuch, welchen 1702 ein Herr von Wensen als Hofbeamter machte, Friedrich volle Aufklärung, insbesondere auch über die Geldmacherei des Günstlings, zu geben, hatte nur den üblichen Erfolg, daß der Beschuldigte fortan gewarnt war und, privatim zur Rede gestellt, mit leichter Mühe den Ankläger abschüttelte. Er nahm nun eine Anzahl Veränderungen vor. Die beiden Dohna, obwohl Christof dem Grafen Wartenberg vielfach nützlich gewesen war, und andere Männer von strengerer Adelsgesinnung wurden vom Hofe entfernt, Feldmarschall von Barfus



Abb. 123 u. 124. Füsilier und Spielmann vom Leibgarde-Füsilier-Regiment, 1704.

Abb. 125. Subalternoffizier vom Regiment Kronprinz. 1711.

ging von selber, um nicht zu müssen. Graf Lottum, der Obermarschall, und andere wurden abgesetzt. An Lottums Stelle trat Graf Wittgenstein, welcher zuerst als pfälzischer Gesandter zur Beglückwünschung Friedrichs nach der Krönung vorübergehend an den Hof gekommen und, in den preußischen Dienst berufen, 1702 Mitglied des Domänendirektoriums geworden war. An Barfus' Stelle trat nicht etwa Fürst Leopold von Dessau, welcher sich um die Felddienstausbildung der preußischen Armee bereits große Verdienste erworben hatte, sondern ein in verschiedenen Armeen herumgekommener Graf Wartensleben. (Abb. 134.) Nicht lange, und man begann in Anspielung auf die Namen Wartenbergs und der beiden Vertrauensmänner, welche er neben sich gestellt hatte, Wittgenstein und Wartensleben, von den drei großen W(eh) des preußischen Staates zu sprechen.

Sophie Charlotte, welche Danckelmann mit so heißem Haß verfolgt hatte, gewann doch auch in der Wartenbergschen Periode keinen bestimmenden Einfluß über ihren Gemahl. Sie mußte sich begnügen, mit ihren Verwandten, die sie häufig sah, über Friedrichs Diamantknöpfe und über seine Ceremonien zu spotten; weder geistvolle, noch vergnügungsfrohe Naturen haben ja für derlei Sinn, und bei ihr traf beides zu. Im übrigen gingen, wie die beiden Gatten, auch die beiden Hofhalte getrennt und in mancherlei Beziehung sehr ver-



Abb. 126. Kopfbedeckung eines Infanteristen mit dem Namenszug des Königs. Im Zeughaus zu Berlin.

schieden nebeneinander her. War in Friedrichs Umgebung alles peinliche Regel und Etikette nach dem Vorbilde des Roy soleil, so priesen andere um so absichtlicher Lützenburg, wo man sans façon lebe und den Musen huldige, am liebsten in der Form von Dilettantenkomödien und Singspielen. Dabei fehlte, wie schon früher gesagt, in Lützenburg die Abwechslung ernsthafter Unterhaltung nicht, in deren Mittelpunkt immer Leibniz steht. So schrieb Sophie Charlotte diesem einmal als Philosophin: „Glauben Sie nicht, daß ich Krone und Scepter, soviel Aufsehen man hier davon macht, den Freuden der geistigen Unterhaltung vorziehe, die wir in Lützenburg gehalten haben!" Und der große Gelehrte war wiederum Hofmann genug, ihr zu schreiben, seine Theodicee habe die bedeutendsten Anregungen aus Gesprächen mit ihr bekommen.

Erst 37 Jahre alt ist Sophie Charlotte im Jahre 1705 gestorben. Sie befand sich zu Besuch in Hannover und erkrankte dort an einem Halsgeschwür. Festlichkeiten und Bälle, die sie sich nicht versagen mochte und die eben ihretwegen arrangiert waren, verschlimmerten das Übel, das übliche Aderlassen wollte nicht helfen. Noch inmitten der Fieber, die sie verzehrten, hatte sie für den abwesenden König Gedanken der Ironie. „Wie viel unnütze Ceremonien wird man für diesen Körper anstellen!" „Der König wird Ihnen das Schauspiel eines prächtigen Leichenbegängnisses bereiten," sagte sie einer ihrer schluchzenden Hofdamen. Am 1. Februar verschied sie, umgeben von ihren Blutsverwandten, welche nie aufgehört hatten, ihren Gedanken und Empfindungen am nächsten zu stehen.



Abb. 127. Fahnentuch aus der kurfürstlichen Zeit Friedrichs. Im Zeughaus zu Berlin.

Friedrich hat seine schöne, ihm überlegene Gemahlin trotz aller Getrenntheit, in der beide durchs Leben gingen, zu allen Zeiten wirklich geliebt und ihr Hinscheiden überaus schwer ertragen. Die Nachricht

ihres Todes, durch voraneilende Gerüchte bedrohlicher Krankheit angekündigt, warf ihn völlig nieder. Er ward ohnmächtig und hielt sich dann tagelang in seinen Zimmern, sah niemanden. In den Ehren, womit er dann die erste Königin von Preußen beisetzen ließ, hatte sich Sophie Charlotte in der That nicht geirrt. In Hannover hatte schon der Kurfürst große Trauerceremonien angeordnet. Vom 9. bis zum 22. März war die einbalsamierte Leiche auf dem Wege nach Berlin, überall in Städten und Dörfern mit Geläute und Totenfeiern empfangen — ein in Trauer verwandeltes Seitenstück der Heimreise von Königsberg nach Berlin, welche 1701 das neugekrönte Königspaar gemacht hatte. Am 28. Juni 1705 erfolgte nach den gehörigen baulichen und ceremoniellen Vorbereitungen die prunkvolle Beisetzung im Dom zu Berlin. Indem Friedrich den Ort Lützen als Charlottenburg zur Stadt erhob, hat er dem lebendigen Andenken seiner ersten Gemahlin das populärste Denkmal gesetzt (Abb. 138).



Abb. 128. Fahnenspitze mit dem Namenszug des Königs.

Es war natürlich, daß, als nunmehr 1706 der Kronprinz heiratete, dessen Hofhalt neben dem verwitweten König in den gesellschaftlichen Vordergrund rückte. Friedrich Wilhelm gehörte seit 1705 dem Staatsrat an und begann mit seinem bestimmten, verständigen Wesen auf die Regierungsangelegenheiten schon mancherlei Einfluß zu üben. Als Zwanzigjähriger versah er 1708 bereits die Regentschaft während einer Badereise des Königs. Nicht wenig stieg sein Ansehen dadurch, daß seine Meinung über einen abenteuernden Alchymisten endlich Recht bekam, den er fast ganz allein von Anfang an als Schwindler bezeichnete und der die obersten Beamten, die drei W sowie den König selbst in den Jahren 1708 und 1709 wiederholt und monatelang mit seiner Goldmacherei aus Kupfer in Spannung und Hoffnung erhielt. Graf Gaetano Ruggiero nannte sich dieser Vorläufer der St. Germain und Cagliostro; im August 1709 wurde er durch preußisches Urteil in einem Kleide von Goldpapier als Betrüger gehängt.

Wartenberg und seinen Genossen war es keineswegs angenehm, den Kronprinzen mehr und mehr zum Berater des Königs werden zu sehen. Sie kamen auf das Mittel, Friedrich eine zweite Vermählung zu empfehlen. Unter den Argumenten, die hierfür vorgebracht wurden, war das allerdings wenig dringliche, daß noch keine Kinder des Kronprinzen vorhanden waren; ein 1707 geborener Prinz war bald nach der Geburt gestorben, was auch bei einem 1710 geborenen dann wieder der Fall war. Des Königs Schwester, die Herzogin von Sachsen-



Abb. 129. „Albrecht Achilles", preußischer Bronze-Vorderlader vom Jahre 1708. Im Zeughaus zu Berlin.



Abb. 130. Kurfürst Max Emanuel von Bayern.
Denkmal-Modell im Nationalmuseum zu München.

Zeitz, war der eifrigste Anwalt dieser neuen Ehestiftung, zu welcher Friedrich sich auch bereit finden ließ. Die Verbindung mit einer Prinzessin von Nassau-Dietz, an die zuerst gedacht war, scheiterte im letzten Stadium der Verhandlungen. Der Mutter der Braut war nämlich unter den Hochzeitsgästen die höchste Ehre zugedacht, bei der Trauung die Schleppe der Königin zu tragen; aber die vernünftige alte Fürstin hatte dazu keine Lust, und obwohl Friedrichs europäisches Ceremoniengedächtnis eine ganze Fülle von einschlägigen Präzedenzfällen anzuführen wußte, beharrte sie dabei, in der Braut nur ihre leibliche Tochter erblicken zu wollen, deren Schleppe sie nicht tragen werde. So blieb dieser Konflikt ohne eine Lösung und die Ehe ungeschlossen. Dadurch trat eine Verbindung mit der dreiundzwanzigjährigen Schwester des Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, Sophie Luise, in die vordere Linie (Abb. 139). Von Angesicht kannte noch niemand diese mecklenburgische Prinzessin. Deshalb wurde arrangiert, daß sie und der König sich gegenseitig entgegenfahren sollten, wobei die beiderseitigen Meilenstrecken nach den kompliziertesten Proportionsregeln der Etikette ausgerechnet wurden. Die flüchtige Zusammenkunft hatte in der That den Erfolg, daß Wittgenstein als Brautwerber nach Schwerin gesandt und die Werbung an-





Abb. 131. Schaumünze auf die Erwerbung von Neuenburg, 1707.

genommen wurde. Ebenso war der Obermarschall der Vertreter seines königlichen Herrn bei der Trauung, welche am 19. November 1708 in Schwerin durch Prokura geschah (Abb. 140). Am 24. November erwartete Friedrich seine Gemahlin auf der Landstraße vor Oranienburg und geleitete sie in das dortige Schloß. Am 27. war Einzug in Berlin, am 28. kirchliche Einsegnung der Vermählten, nach welcher Friedrich der Königin die Krone aufsetzte.

Leider sollte der Jubel, womit man in Huldigungen und Festgedichten die neue Vermählung und die „mecklenburgische Venus" begrüßte, ziemlich bald von offenkundigen Verstimmungen abgelöst werden und auch diese neue Ehe dem König keine Herzensgefährtin bringen. Allzu unvermittelt war Sophie Luise aus dem Schweriner geistigen Stillleben und der dortigen hausbackenen Landadelgeselligkeit an den gravitätisch-gemessenen, glänzenden Königshof versetzt worden, um dessen führende Dame zu werden. In dieser Aufgabe scheint sie den richtigen Standpunkt von gleichzeitiger Hoheit und Liebenswürdigkeit von Anfang an verfehlt zu haben. Daß sie vor dem König bei der Begegnung vor Oranienburg, als sie aus ihrer Kutsche stieg, sich auf das Knie niederließ, mochte, wenn es auch aus Unsicherheit geschah, doch nicht gerade ungünstig sein. Aber dem bösen Kleeblatt der Gräfinnen Wartenberg, Wittgenstein und Wartensleben, ihren ersten Damen, war sie nicht gewachsen. Ihr Benehmen fiel steif und ungeschickt aus, und niemand



Abb. 132. Fürst Leopold zu Anhalt-Dessau.



Abb. 133. Karl XII. von Schweden. Stich von P. Tauſe nach D. Kraft.

ließen, die Verpachtung der Domanialgüter allmählich aufzugeben und diese in Erbpachtstellen für Bauern zu zerlegen. Eine solche Umwandlung war mit einer Erhebung bisher erbunterthäniger Bauern der Domänen zu freien kleinen Pächtern zu verbinden und mochte daher als eine soziale ländliche Reform betrachtet werden, die dem wohlmeinenden König denn auch ebenso sympathisch war, wie sie vom allgemeinen Standpunkt der Bevölkerungsverhältnisse und der Landesökonomie, als Mittel zur Vermehrung eines auskömmlich situierten Bauernstandes, der Krone erwünscht sein konnte. Was aber bei dieser frühen Aufwerfung fortschrittlicher sozialer Ideen das eigentlich Ausschlaggebende war, waren die Berechnungen Lubens, wonach die könig-

war, der sie ehrlich und richtig beriet, wie sie sich in dieser Umgebung bewegen möge. Sie fühlte sich bald höchst unglücklich, so daß sogar ihr Bruder sich aufmachte, um nach seiner Schwester zu sehen. Für seinen Empfang mußte natürlich wieder vor allen Dingen das Ceremoniell festgesetzt werden; der Herzog erfuhr, daß die drei Brüder des Königs den Vortritt vor ihm haben würden. Als Herzog und regierender Landesfürst des Nachbarstaates glaubte er aber, wenn schon derartige Rangfragen auf die Spitze getrieben werden sollten, ein Zurücktreten vor den bloßen Markgrafen nicht nötig zu haben, kurzum es fand gar kein offizieller Empfang statt, und der Herzog reiste höchst aufgebracht wieder ab.

Nicht allzu lange nach dieser dritten Vermählung nahm der Glücksstern der drei W ein wenn auch schon allzuspätes Ende. Zunächst war Wittgensteins Stellung bei der Lubenschen Angelegenheit nicht unerschüttert geblieben.

Luben von Wulffen, ein gebürtiger Mecklenburger und brandenburgischer Kameralbeamter, trat im Jahre 1700 an den König mit Vorschlägen heran, die darauf hinaus-



Abb. 134. Alex. Herm. Graf zu Wartensleben. Stich von J. G. Wolffgang.

lichen Landeseinkünfte beträchtlich gegenüber dem bisherigen Ertrag der Domänen gesteigert werden würden. Trotz lebhaften Widerstandes der Domänenamts-Kammern wurde mit der Parzellierung und Vererbpachtung begonnen, sowohl in den Marken, in Pommern und in Preußen, wie im Magdeburgischen und Halberstädtischen. In der That floß zuerst eine erhebliche Hand liegenden Erkenntnis nur allzu gerne, besonders da Wittgenstein jene Einnahmen in die Hofstaatskassen führte. Aber sie konnte nicht lange ausbleiben und auch sonst brachte die Reform zunehmende Enttäuschung. Die Erbpächter waren nur zum Teil im stande, ihre Schuldigkeit richtig zu erfüllen, auch waren vielfach ungeeignete, schnellfertig zugelassene Leute darunter, welchen die ge-



Abb. 135. Der 14jährige Kronprinz Friedrich Wilhelm als David. Gemälde von Anton v. Schoonjans.

Mehreinnahme in die Domänenkasse. Aber sie setzte sich wesentlich aus einmaligen Summen, aus dem Verkauf der auf den betreffenden Domänen befindlichen Wohngebäude, sowie des sonstigen toten und des lebenden Inventars an die neuen Erbbauern, ja aus den Kautionen der letzteren zu dieser erfreulichen Höhe zusammen. Der Staat gab demnach Bestandteile bisher dauernder Einnahmequellen um einen momentanen und fiktiven Nutzen für die Zukunft dahin. Zunächst verschloß man sich dieser auf der wisse Leistungsfähigkeit, die von vornherein vorhanden sein mußte, ganz und gar fehlte. Im Jahre 1710 lag der Bankerott des gesamten Systems zu Tage, an welchem freilich Luben nicht allein die Schuld trug, aber doch insoweit, als er die ganze, gut beabsichtigte Sache allzu einfach und als eine Art volkswirtschaftlichen Kolumbuseies angegriffen hatte. Das gewaltige Defizit der Hofstaatskasse, welches zum Beispiel 1702 bei einer regulären Jahreseinnahme von 270000 Thalern sich auf 240000 Thaler

für das genannte Jahr belief, hatte zwar durch den momentanen Geldzufluß eine gewisse Erleichterung erfahren; aber der Preis hierfür war, daß ein Teil der dem Staate gehörigen Werte ganz weggegeben, teilweise ohne erfüllte Gegenleistung verschleudert war. Die Meinung des Kronprinzen, lieber bei dem alten Zeitpacht-System zu bleiben und



Abb. 136. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Stich von C. Ch. Heiß.

die Domänen als dauernde Grundlagen der Finanzwirtschaft des Königtums im vollen Umfange in der Hand zu behalten, hatte gesiegt, und die Reform, die ohnedies seit längerer Zeit keine neuen Erbpächter mehr gefunden hatte, wurde gänzlich eingestellt. Lubens Vermögen wurde beschlagnahmt, er selber, der entflohen war, steckbrieflich verfolgt.

Unterdessen hatte eine andere Angelegenheit Wittgenstein unmittelbar kompromittiert. Seit Friedrich Wilhelms Zeiten war die Landes-Feuerkasse ein wichtiges Institut geworden, welches sich mit in der Verwaltung des Grafen befand. Nun brannte im Sommer 1708 die Stadt Krossen größtenteils ab, und die Unterstützung, die der Stadt zukommen sollte, wurde in der Höhe von 70000 Thalern festgesetzt. Zwar waren aus der Feuerkasse jährlich 10000 Thaler an die Hofstaatskasse abgeführt worden, aber dies reichte bei weitem nicht hin, um zu erklären, daß sie sich bei dieser Krossener Gelegenheit als leer herausstellte. Der Kronprinz war außer sich und setzte unbekümmert um die resignierte Meinung anderer anständiger Leute, daß doch alles nichts nütze, eine Untersuchung durch. Wittgenstein glaubte leicht davon zu kommen und reichte eine Denkschrift ein,

worin er auf das angebliche Verdienst pochte, die Einkünfte der Krone vermehrt zu haben. Aber nun wandelte sich diese Affäre mehr und mehr in einen Generalsturm gegen ihn und Wartenberg um. Eine Untersuchungskommission ging den Dingen auf den Grund; sie überführte den Generaldomänendirektor und Obermarschall der schlimmsten Mißwirtschaft und ärgster persönlicher Geschäftsmacherei. Inzwischen war er verhaftet worden, saß in Spandau und wurde schließlich zu einer Geldbuße von 100 000 Thalern verurteilt, die natürlich das Verschuldete bei weitem nicht decken konnte, sowie des Landes verwiesen. Er gehörte zur Reichsgrafenerhielt er in ehrenvoller Weise und mit Pension, auch jetzt noch zum persönlichen Bedauern des an ihn gewöhnten Königs, der ihm eine Abschiedsaudienz unter vier Augen gewährte und seiner Abfahrt vom Schlosse mit Thränen zugesehen haben soll. Wartenberg starb ein halbes Jahr, nachdem er den Berliner Hof verlassen, am 4. Juli 1711 zu Frankfurt am Main. Wartensleben folgte den beiden Genossen im Sturz, wenn auch kein Anlaß vorlag, ihn unter Anklage zu stellen. Dagegen ward nunmehr Leopold von Dessau Generalfeldmarschall.

Diese Ereignisse wirkten mit der ungefähr gleichzeitig zum Fiasko gelangten Lubenschen





Abb. 137. Schaumünze auf die Geburt des späteren Königs Friedrich II.

bank der Wetterau und konnte ganz ohne Besorgnis vor reichsdiplomatischen Verwicklungen nicht allzuscharf angefaßt werden. So gelang es ihm auch, die Strafsumme auf 70 000 herunterzumarkten und, wie man allerseits meinte, mit dem noch vorhandenen Hauptteil der bei Seite gebrachten Staatsgelder davon zu kommen. Auch Wartenberg, dessen Kreatur er gewesen war und der mit ihm den nun zuversichtlich gewordenen, meist nur zu begründeten Angriffen zum Opfer fiel, wurde glimpflich behandelt. Es ward ihm zunächst befohlen, das Staatssiegel herauszugeben und alle amtliche Thätigkeit einzustellen. In dieser Lage kam er weiterem Klug zuvor, indem er sich an die Gnade des am meisten zu fürchtenden Kronprinzen wandte, ihm den Abschied zu erwirken. Diesen Reform zusammen, dem Kronprinzen schon jetzt das volle Übergewicht in der inneren Staatsleitung zu geben. Eine Ära der gewissenhaften Pünktlichkeit kündigte sich an, die am meisten Wandel zu schaffen im Finanz- und Hofrechnungswesen fand, wo der Nachfolger Wittgensteins, von Kamecke, sich als ein tüchtiger Helfer jener Richtung erwies. Freilich, um Preußen finanziell und wirtschaftlich zu regenerieren, das Muster einer uneigennützigen absolutistischen Verwaltung durchzuführen, bedurfte es erst der grundumstürzenden und entsagungsvollen Veränderungen, welche die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms herbeiführte.

So viel Peinlichkeiten zuweilen die Stellung der neuen Königin im Hofleben mit sich brachte, hatte zwischen ihr und dem Wartenbergi-



Abb. 138. Allegorie auf den Tod der Königin Sophie Charlotte. Stich von J. G. Wolfgang.



Abb. 139. Sophie Luise, die dritte Gemahlin Friedrichs I. Elfenbeinmedaillon.

schen Kreise doch ein Verhältnis gegenseitigen Zusammengehens bestanden. Freilich zu der Zeit, da ihr der Sturz des Günstlings diesen Halt nahm, hatte sie selbst schon genug gethan, um sich zu isolieren. Bei tieffrommem, eifrig religiösem Sinne und ausgeprägtem mecklenburgischem Luthertum hatte die Königin zwei Persönlichkeiten zur Seite, welche diese Richtung in Bahnen lenkten, die sie immer mehr der umgebenden Welt entfremdeten. Die eine war ihre aus Schwerin mitgebrachte Hofdame von Grävenitz, früher ein sehr lebenslustiges, jetzt desto mehr vom Irdischen abgewandtes Fräulein; die zweite der zelotische lutherische Prediger Porst an der Nikolaikirche. Beide wirkten je für sich dahin, die Königin immer mehr in Kasteiungen und tägliche Übungen hineinzusteigern, welche ihr Gemach in eine klösterliche Büßerzelle verwandelten. Sie litt unter dem Gedanken, einem reformierten Gatten anzugehören, und sie forderte ihn, so redliche Herzenssache es ihr auch war, durch die Lieblosigkeit ihrer Richtersprüche über sein Bekenntnis und über seine ungenügende innere Religiosität in beleidigender Weise heraus. Begreiflicherweise gab diese Fürstin, wenn auch wohl wider ihr Wissen, schon im Jahre 1709 Anlaß zu neuen Hoffnungen der katholischen Propaganda. Dem Venezianer Agostino Steffani, Bischof in partibus und apostolischem Vikar des Nordens, wurde durch einen Benediktiner, der Beziehungen zu einer Hofdame (der Grävenitz?) unterhielt, die Meinung erweckt, die Königin neige dem Übertritt zu und werde jedenfalls den König viel lieber katholisch als reformiert wissen. Freilich mußte der trotz aller Erfahrungen der früheren Jesuitenpatres wiederum sehr optimistisch gemutete Bischof bei persönlicher Anwesenheit in Berlin erfahren, daß von irgendwelchem Einfluß der Königin auf die Überzeugung des Königs nicht die Rede sein könne. Vielmehr ward wiederum Ilgen der beauftragte Übermittler einer in nichts veränderten, selbstbewußt ablehnenden Haltung gegen alle römischen Wünsche. Auch trug Friedrich Sorge, seiner Gemahlin den Umgang zu nehmen, der jene extremen seelischen Neigungen am meisten in ihr bestärkt hatte. Die Grävenitz wurde nach Hause geschickt, und dem Prediger Porst wurden wenigstens die Gespräche über dogmatische Streitpunkte untersagt. Für das Verhältnis der beiden Gatten brachte dies keine Besserung mehr. Sophie Luise kerkerte sich allmählich ganz und gar in ihre Gemächer ein und lebte, eine Gestalt des elften Jahrhunderts wie etwa





Abb. 140. Denkmünze auf die dritte Vermählung des Königs mit der Prinzessin Sophie Luise von Mecklenburg. Vorderseite: Ein weiblicher Arm hält aus Wolken einen Ring; darüber: „Ich gebe Ring und Hertz Dir König Friedrich hin“; Rückseite: Geharnischter Arm hält eine Krone: „So geb ich Die die Krohn Du Hertzens Königin 1708“.



Abb. 141. König Friedrich I. Zeitgenössische Wachsfigur im Hohenzollern-Museum.

Judith von Baden und andere Frauen des gregorianischen Kreises, nur noch ihren Gebet- und Bußübungen, bis schließlich erklärter religiöser Wahnsinn sie völlig und unheilbar umnachtete. —

Wir haben oben auch die Friedensschlüsse, welche den spanischen Erbfolgekrieg beendigten, mitbehandelt, weil sie Angelegenheiten herzustellen der Mann war. Friedrich hat sich noch der Geburt und, nachdem zwei frühere Prinzen bald wieder gestorben waren, des lebenskräftigen Gedeihens eines Enkels als des künftigen Erben jener preußischen Krone erfreuen können, welche er selber als höchste Leistung seines Lebens dem Hohenzollernhause und dem brandenburgisch-



Abb. 142. Peter der Große. Stich von J. F. Bause nach J. Le Roy.

abschlossen, die ganz und gar in Friedrichs Regierungszeit und unter seine Verantwortlichkeit fallen. Erlebt hat Friedrich die Frieden von Utrecht und Rastatt so wenig mehr, wie die großen Entscheidungen im Leben Karls XII., die nun doch noch zur Beteiligung Preußens am nordischen Kriege führten, indem Friedrich Wilhelm I. eine selbständige europäische Politik seines Staates und deren achtungsvolle Würdigung wieder- preußischen Staate hinzugebracht. Dieser älteste am Leben gebliebene Sohn Friedrich Wilhelms wurde am 24. Januar 1712 geboren und bei seiner Taufe übten das hohe Souveränentum von Europa, sowie der befreundete Nachbar Neuenburgs die Patenschaft aus: Kaiser Karl VI., Zar Peter der Große, König August von Polen, die Generalstaaten und der Kanton Bern. Karl Friedrich war der Rufname des jungen Prinzen; als

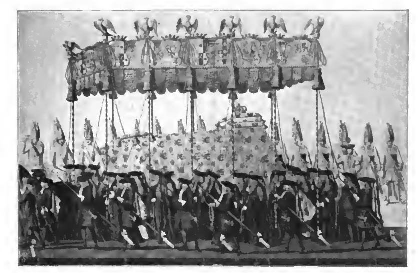


Abb. 143. Der Sarg König Friedrichs I. im Leichenzuge. Stich von J. G. Wolffgang.

Friedrich den Großen kennt ihn die deutsche Geschichte (Abb. 137).

Im übrigen war die alte vergnügungsfröhliche Zeit des Berliner Hofes völlig versunken, und der König litt recht sehr unter den persönlichen, ehelichen und auch vielfachen politischen Enttäuschungen, die aus den letzten Jahren hier zu berichten waren. Das ganze Jahr 1712 über war er ohnedies körperlich leidend, vielfach bettlägerig,



Abb. 144. Sarkophag König Friedrichs I. Stich von J. G. Wolffgang.

von Brustbeklemmungen und Husten geplagt. Im Februar 1713 verschlimmerte sich nach vorübergehender Besserung dieser Zustand. Von Mitte des Monats an erwartete man fortwährend das Ende, und vor dem Schlosse standen täglich große Menschenmassen, die schweigend auf Nachrichten warteten. Die spontane Teilnahme seines preußischen Volkes war ein Lichtstrahl, der in das Sterben dieses Königs fiel, welcher Preußens Glanz auf seine besondere Art erstrebt und gefunden hatte. Seine Gedanken umgaben auch noch die kranke Königin und sorgten für sie durch liebevolle Befehle. Am 25. Februar 1713 gingen die Stunden des Leidenden zu Ende; er starb nach Mittag, nachdem er den Kronprinzen zärtlich gesegnet.

König Friedrich Wilhelm übte auch die äußere Pietät, seinen Vater so zu ehren, wie es diesem selber entsprochen hätte. In seinem scharlachnen Königsrock mit den Diamantknöpfen, mit Mantel, Krone, Scepter und Reichsapfel lag der tote König auf dem Paradebett. So konnte ihn die trauernde Menge bis zum 4. März ausgestellt sehen. Dann wurde der verschlossene Sarg vorläufig in die Schloßkapelle verbracht. Als aber am 2. Mai die Beisetzung im Dom an der Seite Sophie Charlottens erfolgte, sah man die Hofuniformen aus Friedrichs Zeit schon verschwinden in der Menge der Offiziersröcke, und ein großes Truppenaufgebot auch von ferne garnisonierenden Regimentern her war in Berlin versammelt. Soldatenbrauch ist es, wenn am Grabe des bestatteten und beweinten Kameraden der Trauersalut verhallt ist, mit schmetternder Musik vom Friedhofe ins Leben zurück zu marschieren. Als die Gruft im Dom König Friedrichs Sarg empfangen hatte, wechselte Friedrich Wilhelm das Trauerkleid mit der Uniform, stieg vor seinen Regimentern zu Pferde, und die Garde feuerte eine dreimalige Salve zu Ehren Friedrichs I. in die Lüfte ab.



Abb. 145. Thronsiegel König Friedrichs I

Inhaltsübersicht.

Register von Einzelheiten.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01482 1733



